



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ein Schutzengel der Kranken und Verwundeten, von F. von Hohenhausen (mit Portrait). — Georgine, Novelle von Elise Polko. (Schluß). — Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld, von Julius Rodenberg. — Der schwarze Montag in der Colonie, von einem Deutschen in Australien. — Der Alexander. — Equipagen der Kinder, von S. Beta. — Der Liebesbrief, von H. A. Hetael (mit Illustration). — Die Corsicanerin. — Die Gärten der Reichen und die Gärten der Armen. — Farben-Harmonie, von Rudolph Adams. — Die Mode, von Veronika von G. — Offizielle Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Die Organisation des Vereins. — Modenbild nebst Beschreibung. — Auflösungen des Palindroms und der Schachaufgabe Seite 280. — Logograph. — Räthsel-Sprung-Aufgabe. — Correspondenz.

Ein Schutzengel der Kranken und Verwundeten. Von F. von Hohenhausen.

In einer Zeit, wo das Wundfieber des Schmerzes an zahllosen Herzen nagt, wo Tausende von Krüppeln auf schlechten Lagerstätten wimmern, wo ganz Deutschland einem Lazareth gleich und neben den zerschmetternden Kriegsfurien auch noch die geheimnißvollen Todesgeschwestern Typhus und Cholera von Stadt zu Stadt schleichen, ist es gewiß nothwendig, sich nach Trost und Hilfe umzusehen. Die Linderung so vieler Leiden zu versuchen, muß das Streben aller fühlenden Menschen sein, ganz besonders aber sind es die Frauen, denen diese Aufgabe obliegt. In welcher Art sie sich derselben unterziehen sollen, mag hier durch ein glorreiches Beispiel erläutert werden, durch eine Erinnerung an die edle Engländerin Florence Nightingale, die große Lehrmeisterin der Krankenpflege, die Reformatorin der Lazarethe. Sie ist wie ein Lichtstrahl in die dunkeln Tage und Nächte des Krankenzimmers gedungen; sie hat Gefahr und Abscheu überwunden, alle Uebel sind von ihr untersucht, alle Wunden, alle Schmerzen mit Balsam gelindert, alle Fehler und Nothstände der Lazarethe verbessert. Sie hat sich die Wissenschaft untergeordnet, um Hilfe für die Leidenszustände der Kranken zu erlangen; sie studirte die Arzneikunde, die Chemie, das Bauwesen, um als Arzt, Apotheker und Baumeister wirken zu können. Die Bauweise, welche sie für bessere Construction der Lazarethe entworfen hat, sind wahre Musterarbeiten; ihre ärztlichen Wahrnehmungen und ihre chemischen Untersuchungen haben glänzend bewiesen, was der Eifer für die gute Sache zu leisten vermag. Die Wissenschaft, die dem männlichen Verstande die schwierigsten Studien auferlegt, hat der ungeschulte, aber regsame Frauengeist sich angeeignet, weil der innere Beruf, das glühende Verlangen den Menschen zu nützen sich geltend machte. Dieser Liebesdrang der Weiblichkeit verbürgt eine Leistungsfähigkeit, die nie von einem Manne erreicht werden kann.

Die unermesslichen Wohlthaten, welche die Hand dieser einzigen Frau gesendet hat, werden jetzt erst zur vollen Anerkennung gelangen, wo ihr Beispiel ihre Mitschwester zur Nachahmung antreiben muß. Glend und Krankheit sind so allgemein geworden, daß ohne die aufopfernde Mitwirkung der Frauen keine Linderung geschafft werden kann.

Florence Nightingale hat diesen Zweck vor Augen gehabt, als sie ihre Erfahrungen auf dem Felde der Krankenpflege zum Unterricht für ihre Nachfolgerinnen sammelte. Es sind wichtige Lehrbücher, die sie denselben damit geschenkt hat; sie enthalten in erster Linie eine Anleitung, wie die Pflege in der Familie gehandhabt werden soll. Die angeborenen Aemter der Frauen sind es freilich, die Wärterinnen ihrer Kinder und die Pflegerinnen ihrer Angehörigen zu sein, aber leider fehlt es sehr oft an dem Verstande zu diesem heiligen Amte. Wie wenige Frauen wissen etwas von Arzneiwirkung, von den wichtigen Momenten der Krisis. Welche Unvorsichtigkeiten werden begangen beim Wechseln der Wäsche, wo die geringste Feuchtigkeit derselben bei Kinderkrankheiten, Ausschlag, Croup u. s. w. den Tod herbeiführen kann. Es gibt sogar Frauen unter den höheren Ständen, die nicht einmal die blauen und weißen Gebrauchsanweisungen an den Medicinergläsern als Zeichen äußerlicher und innerlicher Mittel kennen, und es ist uns ein Beispiel bekannt, wo eine Mutter ihrem Kinde eine Mercurialeinreibungstinktur innerlich gab, trotzdem, daß auf dem blauen Zettel „äußerlich“ zu lesen war.

Neben den unwillkürlichen Pflegerinnen gibt es auch übel-launige, verdrießliche, die den Kranken, und wäre er noch so ge-
eulbig, bei jeder seiner Forderungen zurechtweisen, tabeln und ihn erziehen wollen trotz seiner Leiden.

Florence Nightingale predigt aber unablässige Nachsicht und Sorgfalt im Krankenzimmer; man merkt bei jedem ihrer Worte, wie liebevoll sie sich in die körperlichen und seelischen Schmerzen ihrer Pflegerin versenkt hat. Bis in die geringsten Kleinigkeiten geht ihre Beobachtung derselben. Sie weiß wie traurige und dumpfe Empfindungen in einer Krankheit entstehen, wenn die

Augen ohne Abwechslung nach einer grauen Wand gefehrt sind; sie bittet bringen, zuweilen das Gesicht des Kranken dem Licht, dem blauen Himmel oder sonst einem freundlichen Ausblick zuzuwenden, Blumen oder ein schönes Bild an sein Bett zu stellen, etwas Heiteres zu erzählen und stets darnach zu trachten, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Schlafen und Essen, diese wichtigsten Factoren der Genesung, macht Florence Nightingale zu einem Hauptgegenstande ihres Unterrichts im Pflegeamte und auch hier beweist sie wieder, daß es meistens Kleinigkeiten sind, die schwer ins Gewicht fallen und große Folgen haben können. So ist oft nur eine etwas steife, schwere Decke die Ursache, daß der Leidende nicht einschlafen kann, und ebenso ist die Art entscheidend, wie man den Löffel zum Munde des Kranken

nitätsrath Dr. Wolff in Bonn befrwortet hat und welche bei Brochhaus erschienen ist. Das Buch sollte in keiner Familie fehlen.

Ein anderes größeres Werk hat Florence Nightingale über die Krankenpflege in den Lazarethen geschrieben; es ist ebenfalls ins Deutsche übersetzt und zwar durch Herrn Dr. Hugo Senftleben, der aus seinen eigenen reichen Erfahrungen Zusätze und Bemerkungen dazu gemacht hat. Es ist in Memel bei Johannes Art 1866 erschienen („Bemerkungen über Hospitäler“) und wird gewiß in jeder Zeit sich vielfach nützlich machen, da auch die Paraden und Zelte darin besprochen werden, welche seit dem Krimkrieg für Verwundete in Anwendung gekommen sind, namentlich häufig in Amerika. Da bei Sonnenhitze so leicht die sogenannten Lazarethfieber ausbrechen und sowohl die Kranken wie die Pflegenden ergreifen, so ist die lustige Bauart der Paraden und Zelte bei weitem der kostspieligen und langwierigen Erbauungen großer Hospitäler vorzuziehen. Man hat in der unmittelbaren Nähe des Kriegsschauplatzes bereits mit Einrichtungen der Art den Anfang gemacht. Daß diese praktischen Neuerungen, diese energischen Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit vieler Tausende von Männern durch eine zarte englische Dame bewirkt worden sind, ahnen wol wenige derselben. Mit wahrhaft männlicher Kraft und Entschlossenheit leitete sie seit Jahren die Verbesserungen der öffentlichen Gesundheitspflege in England. Unermüdllich ging sie in die Schulen und Häuser der Armen, in die Lazarethe und Irrenanstalten, bis sie alle Uebelstände entdeckt und eine Abhilfe dafür gefunden hatte. Die Reisen ins Ausland, die sie mit ihren reichen Verwandten zum Vergnügen unternommen hatte, wurden ebenfalls hauptsächlich zu Untersuchungen der Krankenhäuser benutzt. Das furchtbare Hôtel Dieu in Paris, ein altersgraues, schmutziges Gebäude, neben der Kathedrale Notre-dame gelegen, machte auf das beobachtende Auge der menschenfreundlichen Engländerin einen betäubenden Eindruck. Wie ein ungeheurer Sarg erscheint es den Unglücklichen, die hineingetragen werden; man stirbt darin, nach dem Volksglauben wird Niemand als geheilt daraus entlassen. In jeder großen Stadt fanden sich ähnliche verwahrloste Pflegeanstalten, in London hießen alle Marine-Lazarethe Matrosengräber! Durch die lauten Ermahnungen und Anschuldigungen, welche Florence Nightingale in die Öffentlichkeit brachte, ist eine Reform über alle diese Anstalten gekommen; sie verlangte als Hauptbedingung eines Hospitals, daß es den Kranken keinen Schaden zufüge, sein Leiden nicht vermehre, sondern heile.

Luft, Licht und Reinlichkeit sind die ersten Erfordernisse, die an ein gutes Lazareth gestellt werden müssen. Durch die Baupläne von Florence Nightingale werden ganz neue Mittel zur Erreichung dieses Zweckes angewendet. Sie hat die neuesten Pariser Einrichtungen, denn in Frankreich wird jetzt ebenfalls eifrig für die Krankenpflege gesorgt, dabei benutzt: nämlich Pavillons statt der kasernenartigen langen Gebäude, wo die eine Seite stets ganz ohne Kühlung und die andere ohne Sonnenstrahl sein wird, während die Pavillons die herrliche Einrichtung begünstigen, daß die Krankenzellen nach Nord und Süd Fenster haben, um nach dem jedesmaligen Stande der Jahreszeit davon Vortheil für die Kranken ziehen zu können. Die Badeanstalt, die Küche, das Waschhaus, der Operationsaal u. s. w. sind in geeigneter Lage angebracht und können nicht wie bisher die Krankenzimmer nachtheilig beeinflussen. Für die Küche hat Florence Nightingale mit echt weiblicher Sorge gewirkt, sie hat überall einen besonders Herd einrichten lassen, wo ausgekocht keine Speisen zur Stärkung bereitet werden. Bei einer Menge von Kranken ist es durchaus nothwendig, die Arbeit möglichst in kleine Bezirke zu theilen, um sie gut herstellen zu können. In der Massenhaftigkeit geht sonst alle Sorgfalt unter und es ist bei dem besten Willen und der größten Anstrengung nicht möglich eine wirkliche Pflege auszuüben. Je mehr es gelingt jeden Kranken individuell zu behandeln, desto wohlthätiger kann man auf ihn wirken; den kasernenähnlichen Krankenzellen einige Aebllichkeit mit Familienzimmern zu geben, ist das Streben aller Wohlthäter des Menschengeschlechts und darum ist es so allgemein anerkannt worden, daß die Pflege hauptsächlich den Händen der



Florence Nightingale.

führt, ob ihm die Speisen zuwider oder angenehm erscheinen. Eine völlige Appetitlosigkeit ist so oft die Todesursache nach schon begonnener Genesung, und die meisten Pflegerinnen begehen in diesem Punkte schlimme Fehler durch Zureden oder auch durch Unachtsamkeit auf den Augenblick, wo der Kranke vielleicht der Speise weniger abgeneigt ist. „Er ist ja doch nichts,“ heißt es, und deshalb ist nichts vorbereitet, wenn die Möglichkeit zum Essen vorübergehend eintritt. Für solche Fälle schreibt die sorgsame Pflegerin vor, immerdar wenigstens, wie Medicin, theelöffelweise eine stärkende Nahrung einzugeben, namentlich Fleischbrühe oder auch bei großer Schwäche guten Wein. Es hat Beispiele gegeben, behauptet Florence Nightingale, und wir glauben ihr gern, daß Kranke inmitten des Ueberflusses von ausgesuchten Speisen, die sie aber nicht mochten, verhungert und verschmachtet sind; deshalb ist obiges Verfahren so nothwendig.

Das Buch, welches über die Pflege im Allgemeinen unter dem Titel „Notes on nursing“ von Florence Nightingale herausgegeben wurde, liegt uns auch in einer deutschen Uebersetzung vor („Die Pflege bei Kranken und Gesunden“), welche Herr Sa-

fenfale nach Nord und Süd Fenster haben, um nach dem jedesmaligen Stande der Jahreszeit davon Vortheil für die Kranken ziehen zu können. Die Badeanstalt, die Küche, das Waschhaus, der Operationsaal u. s. w. sind in geeigneter Lage angebracht und können nicht wie bisher die Krankenzimmer nachtheilig beeinflussen. Für die Küche hat Florence Nightingale mit echt weiblicher Sorge gewirkt, sie hat überall einen besonders Herd einrichten lassen, wo ausgekocht keine Speisen zur Stärkung bereitet werden. Bei einer Menge von Kranken ist es durchaus nothwendig, die Arbeit möglichst in kleine Bezirke zu theilen, um sie gut herstellen zu können. In der Massenhaftigkeit geht sonst alle Sorgfalt unter und es ist bei dem besten Willen und der größten Anstrengung nicht möglich eine wirkliche Pflege auszuüben. Je mehr es gelingt jeden Kranken individuell zu behandeln, desto wohlthätiger kann man auf ihn wirken; den kasernenähnlichen Krankenzellen einige Aebllichkeit mit Familienzimmern zu geben, ist das Streben aller Wohlthäter des Menschengeschlechts und darum ist es so allgemein anerkannt worden, daß die Pflege hauptsächlich den Händen der

Frauen, den Hüterinnen des Familienlebens, übergeben werden muß.

Man hat übrigens schon in früherer Zeit instinktmäßig dies eingesehen und in den Kriegsjahren zu Anfang unsres Jahrhunderts bestritten sich die Frauen schon als Engel der Verwundeten. — Die Damen des Luinenordens, die aus der Schaar der Pflegerinnen von damals erwählt wurden, haben vielleicht mehr Opfer gebracht und ebensoviel geleistet als die der Jetztzeit. Jedenfalls lag das gesammte Lazarethwesen damals mehr im Argen als jetzt, wo Behörden und Privatpersonen wetteifern, dafür Sorge zu tragen. Man gehe nur in die Lazarethe, überall wird man saubere Betten, reine, gelüftete Zimmer und humane Einrichtungen finden; damit vergleiche man die Beschreibungen von Augenzeugen aus den Freiheitskriegen. Die Krankenjuppen wurden z. B. in Waschbeden angedrückt; amputirte Gliedmaßen und Gefäße mit den übelsten Gerüchen angefüllt sah man auf den Treppen und Corridoren. Die rohen Krankenwäcker bedrohten die Damen, welche die Leibelände abstellen und bessere Pflege bringen wollten, mit Schimpfreden; ja sogar Aerzte und Beamte nahmen anfangs einen feindlichen, abweisenden Ton an gegen die freiwilligen Pflegerinnen, in denen sie nur Störerinnes ihres sorglosen Lebens sahen. Helmina von Gëzy wurde jahrelang mit einem Prozeß verfolgt, weil sie öffentlich die Nachlässigkeiten in einigen Lazarethten gerügt hatte.

Es ist indessen auch wol wahrscheinlich, daß nicht alle Damen den schweren Beruf erfüllen konnten, zu dem sie in guter Absicht sich drängten und es ist auch in diesem Punkte jetzt besser als damals; denn man prüft erst, ehe man wählt. Das glorreiche Beispiel von Florence Nightingale kann in dieser Hinsicht nicht genug beherzigt werden von den Damen, die ihr nachfolgen wollen; sie hat die ersten Vorstudien gemacht, ehe sie das wichtige Amt einer Krankenwärterin übernahm. Ihre ganze Jugend hatte sie schon mit der thätigsten Theilnahme für Arme und Kranke erfüllt; als sie achtundzwanzig Jahre alt war, ging sie nach Kaiserwerth, um in dem auch in England berühmten Institute des verdienstvollen Pastors Fliedner sich zur Diakonistin oder dienenden Schwester auszubilden zu lassen. Bei ihrer Rückkehr gründete sie mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und hatte bereits die öffentliche Aufmerksamkeit damit erregt, als der Krieg in der Krüm die Söhne Englands in eine schlimme Lage brachte. Massenhaft starben sie, nicht an ihren Wunden allein, sondern auch am Fieber, Mangel und Schmutz! Ein Schrei der Entrüstung und Verzweiflung erhob sich in England, aber Abhilfe war so rasch nicht zu finden. Da entschloß sich Florence Nightingale, eine reiche, feine, kränkliche Dame, der Noth ein Ende zu machen; sie bot ihre Dienste der Regierung an, organisirte einen förmlichen weiblichen Generalstab und schiffte sich mit großen Vorräthen von Leinwand, Nahrungsmitteln und Geld ein. Die Schwierigkeiten, welche in der kulturlosen Krüm sich ihr dboten, waren fast unüberwindlich, doch leistete sie mehr als man irgend erwartete. Die kriegigen Krieger weinten Freudenthränen bei ihrem Anblicke und nannten sie den Sonnenstrahl ihrer Verzweiflungsnächte; sie hielt es fast für ein Wunder, daß zarte Frauenhände ihre Wunden wuschen, ihre zerlumpten Kleider reinigten, ihre Nahrung bereiteten. Und es ist auch ein Wunder der Civilisation, es ist nicht zu läugnen; eins der Hauptverdienste der edlen Engländerin ist es namentlich, daß sie ihre Mitschwestern von Vorrath und Schwäche so frei zu machen wußte, um sich Nachfolgerinnen und Gehilfinnen daraus zu erziehen. In England, wo die falsche Scham, die Bräuberie, so allgemein verbreitet ist, war dies eine besonders schwere Aufgabe.

Die Anstrengungen und die Ungunst des Klimas brachten übrigens Florence Nightingale in Lebensgefahr, sie erlag einem bössartigen Fieber und mußte früher als sie wollte nach England zurückkehren. Dort wurde sie im Triumph empfangen, die Stadt London schenkte ihr als Zeichen der Dankbarkeit ein neues Hospital, das sie ganz nach ihrer Methode einrichten sollte. Die Königin gab ihr eine Decoration in Brillanten, den strahlendsten Orden der Anerkennung, den jemals eine Frau erhalten hat.

Die eigentliche Lebensgeschichte von Florence Nightingale ist in ihrem Wirken enthalten, alle äußeren Umstände sind sonst von der größten Einfachheit; sie ist im Jahr 1823 in Florenz geboren, wohin ihre wohlhabenden Aeltern zum Vergnügen gereist waren. Zum Andenken an ihren schönen Geburtsort erhielt sie in der Laufe den seltenen Namen „Florence“. Wie alle jungen Mädchen der höheren Stände in England erhielt sie eine sehr sorgfältige Erziehung, lernte Musik, Sprachen, Literatur, aber ihr Vater weihete sie auch in klassische Studien ein, wodurch vielleicht zuerst die ernste Richtung ihres Geistes angeregt wurde. Sie hat eine glückliche, sorgenfreie Jugend gehabt, ihre Vergnügungsreisen dehnten sich bis Aegypten aus. Mehrmals hat sie es in ihren Schriften angedeutet, daß sie durchaus nicht aus romantischen Anlässen barmherzige Schwester geworden sei; sie warnt ganz besonders vor den Irrlehren der Romane, die bei einer Berufswahl der Frauen oft so schädlich wirken. [1056]

Georgine.

Novelle von Elise Polko.

(Schluß.)

„Die dunkeln Wolken gingen herab so tief und schwer
Wir Beide traurig gingen
Im Garten hin und her —“
Lenau.

Fast drei Monate waren vergangen seit jenem Abend, als Bruder und Schwester mit einander den Gartenweg hinabgeschritten, der zur Terrasse führt. Eine süße Schwüle voll Lindenblüthenduft und Rosen hing wie ein Schleier über der Erde. Die Sonne war untergegangen, im Westen zuckte ein sanftes Wetterleuchten auf. Die Vögel waren verstummt, nur das tiefe Summen der Bienen und Käfer zog durch die Luft. Kein Blätchen regte sich. Von fern schallte Quartettgesang aus irgend einem Garten herüber. Man konnte deutlich Mendelssohn's

„Auf ihrem Grab da steht eine Linde“

erkennen. Lulu war mit einer ihrer zahllosen Freundinnen über Land gefahren und wurde erst spät am Abend zurück erwartet. Seit langer, langer Zeit haben sich die Geschwister im Garten einmal allein. Das Leben seit seiner Rückkehr war so ganz anders geworden. Man machte von allen Seiten Ansprüche an den Mann, dessen Name durch seine glänzenden botanischen Berichte plötzlich bekannt geworden. Er durfte sich nicht mehr zurückziehen wie vordem, man gab ihm zu Ehren Gesellschaften, man feierte ihn, seine Correspondenz erweiterte sich von Tag zu Tage. Besuche von Nah und Fern klopften an seine Thür. Anfangs sah Georgine dies Alles mit Stolz und Freude, allmählich aber sehnte sie sich doch nach dem früheren ungetheilten Besitz des Bruders zurück. Sie empfand es schmerzhaft, wenn sie ihn mit Anderen um Dinge sich besprechen hörte, die er sonst mit ihr allein besprochen;

wenn sie seine Zeit Anderen widmen sah, die ihr einst ausschließ- lich gehört. Und dann, in jenen Stunden, in denen ihn die Herren Collegen freigaben, hatte sie ihn doch nicht mehr in alter Weise, denn — Lulu war da. Das junge Mädchen machte die Honneurs am Frühstücksstisch, sah Mittags dem Vetter gegenüber, und nahm durch tausend ungehörige und kindische Dinge, wie Georgine meinte, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die ganze Art des Gesprächs hatte sich allmählich, um Lulu's Willen, geändert. Der Zug von schmollender Ungebuld, der sich in den reizenden Mundwinkeln zeigte, bei jedem ihr unverständlichem Thema, bewog Woldemar sehr bald, seine Schwester zu bitten, auf die kleine Unwissende Rücksicht zu nehmen. Mit einer Heiterkeit und Geduld, die Georgine wahrhaft bewunderte, plauderte er mit dem jungen Mädchen über Landpartien und Musik, weiße Kleider und zahme Vögel, Epheulauben und Weihnachtsarbeiten, Gedichte und Vortelbarbauführungen. Und das Unangenehmste für Georgine war, daß die Kleine mit ihm umging wie mit ihres Gleichen, daß sie nicht ein bißchen Respekt an den Tag legte vor seiner Gelehrsamkeit und seinem bekannten Namen und oft mit ihm lachte und scherzte, als ob er noch ein junger Student sei. Georgine verwies ihr das einmal in Gegenwart ihres Bruders, mußte aber zu ihrem Schrecken die Erklärung anhören, daß Woldemar doch zunächst ihr lieber Vetter Woldemar sei. „Ich fürchtete mich vor ihm ehe er kam,“ sagte Lulu, „weil ich dachte, er trüge eine Brille und würde mir lateinische Stunden geben wollen, und böse mit mir sein, weil ich den 'Kosmos' nicht lesen mag; da das aber Alles nicht geschah, so bin ich viel zu froh, als daß ich ein feierliches Gesicht machen könnte, weil ich mit einem 'berühmten Manne' rede.“

„Nicht wahr, Vetter Woldemar,“ wandte sie sich nun an ihn, „wir werden so zusammen fortleben und ich brauche die Blumen nie lateinisch zu nennen und wenn ich Weilchen sage, so wissen Sie was ich meine.“

Und sie streckte ihm eröthend und lachend über den Tisch herüber die Hand entgegen. Und er sagte diese Hand und antwortete fast feierlich: „Ja, liebe kleine Lulu, wir wollen so fort- leben.“

Seit jenem Versprechen erschien sie glücklich wie ein beschenkt- es Kind, klopfte sogar hin und wieder an die Thür seines Arbeitszimmers und steckte dann den Kopf herein mit der Frage: „Gehen Sie nicht mit spazieren, Vetter Woldemar — ich möchte so gern einmal in den Wald!“ Oder sie rief ihn in den Garten, um die Merkwürdigkeit einer Blume oder eines Vogelnestes oder eines überfüllten Pflaumenbaumes oder der ersten reisenden Traube in Augenschein zu nehmen. Sie stand dann neben ihm und lächelte ihn an und fragte, ob diese lebendigen Wunder in seinem Daheim nicht schöner seien, als alle die getrockneten Herrlichkeiten ferner Welten. Und er, der sonst nicht die kleinste Störung ohne Stirnrunzeln entgegennahm, stand mitten in der Arbeit heiter auf, um der kleinen Lulu zu folgen, wohin sie eben wollte.

Es geschah auch oft, daß er plötzlich aufstehend die Feder weglegte und zu seiner Schwester sagte, die ihr altes Recht, mit der Arbeit in seinem Zimmer zu sitzen, wieder behauptete: „Wir wollen hinüber gehen — die Kleine singt — Du weißt, ich habe nun einmal eine kindische Vorliebe für Drehorgeln und — alte Volkslieder.“

Sie gingen dann hinüber in das Erkerzimmer, wo Lulu am Flügel saß. Aber sie wendete kaum den Kopf nach ihnen hin, und sang ruhig weiter und sie hätte hundertlang so süß und traurig singen können, Woldemar würde sie nicht unterbrochen haben. Er saß im Erker hinter Lulu's Epheuwand und durch das Gewir der grünen Blätter hindurch sah er das fein modellirte Köpfchen im Profil, die zarte reizende Gestalt und das Spiel der schlanken Hände.

Wenn nicht Georgine aufgestanden wäre und an versäumte Briefe gemahnt hätte, so würde Woldemar seinen Brief an Agassiz und manche anderen Berichte unbekümmert haben liegen lassen bis zum andern Tage. Es ließ sich gar zu süß zuhö- ren, wenn die kleine Lulu sang!

An jenem Sommerabend nun, während sie unter dem Akazienbaume auf der grünen Bank Platz genommen, sagte plötz- lich Georgine ohne alle Vorbereitung: „Wann soll Lulu in das Lehrerinneinstitut nach D. abreisen? Ich denke, es dürfte die höchste Zeit sein — sie hat noch so viel zu lernen, um sich auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten — und sie wird in 6 Mo- naten schon 17 Jahre!“ — „Lulu abreisen!“ — Um ein erblasses Gesicht wandte sich langsam zu der Sprecherin um. „Welch ein Gedanke, sie nach D. zu schicken!“ Georgine preßte die Lippen zusammen. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihr Herz wie der scharfe Schnitt eines Messers.

„Bist Du anderer Ansicht?“ fragte sie tonlos. „Was hast Du gegen D.“

„Nicht das Geringste, mich erschreckt nur der Gedanke über- haupt. Ich finde es graulich, dies fröhliche junge Kind in eine Atmosphäre zu versetzen, die ihr unendlich sympathisch sein kann.“

„Lulu ist eine Pflanze, die in jedem Boden gedeiht.“

„Du irrst, sie braucht ein warmes beständiges Klima.“

„Nun, wie dem auch sein mag — wir haben eine Art von Verpflichtung für ihre Zukunft zu sorgen, meine ich. Die alte Tante Anna schrieb mir, daß sie mit diesem meinen Lehrerinne- plane vollständig einverstanden sei.“

„Und ist es Lulu auch?“

„Sie ist noch zu kindisch, irgend einen bestimmten Willen oder Plan in Betreff ihrer Zukunft zu haben — aber sie würde, glaube ich, ohne Widerrede nach D. gehen.“

„Dann laß uns Lulu doch erst fragen!“

„Wozu dergleichen unnütze Verzögerungen und Scenen? Sie kann nicht hier bleiben — und wohin sollte sie sonst, wenn nicht nach D.“

„Was fehlt Dir — wie sprichst Du, Georgine?“

„Wie ich eben sprechen muß!“ — stieß sie mit leidenschaft- licher Heftigkeit hervor. „Nach — ein Ende, Woldemar — ich kann neben ihr, mit ihr und Dir so nicht mehr leben! Wähle zwischen uns Beiden! Aber wähle nicht, wie dies jetzt geschieht, tiglich und stündlich, sondern mit einem Male und für im- mer. Verstoße mich oder sie! Nur Eine von uns wird hier bei Dir bleiben!“

„Georgine!“

„Sieh mich nicht so entsetzt an! Ich bin nicht wahnsinnig, ich bin keine Furie, ich bin nur eine Frau, die plötzlich ihren Halt und Lebenszweck verliert. Du gibst mich auf — mich, die ebenbürtige Gefährtin vieler Jahre, mich Deinen treuen Kameraden, mich Deine Schwester, die Dich mit einer selbstlosen Liebe umfaßte, wie Dich kein Weib der Erde je umfassen wird — und das Alles um eines Kindes willen, das Dir nie mehr geben kann und geben wird als eine Blume, die Du eben pflückst — Duft, der nur den Augenblick verflüchtigt — mehr nicht! Und dafür all dies Lieben, all dies Zusammenarbeiten, dies Ineinander- wachsen! O Woldemar, wie konntest Du mir das thun!“

Ihr leidenschaftlicher Schmerz gab ihr eine Weiblichkeit und Weichheit, die sie wunderbar verflüchtete. Die weinenden Augen, die nassen Wangen, ihre Blässe, die wie gebrochen hingelutete Gestalt erinnerten an die mater dolorosa des Paul Delaroch- deren unirdisch schlankte Hände den Kreuzestamm umfaßten. Die Fassungslosigkeit der sonst so ruhigen und starken Gefährtin erschütterte Woldemar in der tiefsten Seele. Das Alles war sein Werk. Sie hatte Recht, die arme Schwester, er hatte sie vernach- lässigt, verabsäumt — es war anders, sehr viel anders geworden seit einiger Zeit — es konnte so nicht bleiben. Er mußte wachen — er fühlte es selbst — ein Nebeneinanderleben in der alten Weise war nicht mehr denkbar nach dieser Scene. Lulu mußte fort — entschied auch er in diesem Augenblicke — wenn auch nicht nach D., so doch aus dem Hause. Georgine durfte nicht länger leiden, sie verdiente ja die zarteste Rücksicht, die größte Schüt- zung. War ihr eifersüchtiger Kummer auch nur zum kleinsten Theile ein wirklich berechtigter, wie er sich tröstend sagte, nach Männerart, so sollte sie doch nicht über ihn klagen. Lebe wol kleine Lulu! Es war ein dolce far niente, ein sorgloses an dem Strome Schwimmen ohne zu fragen, wo die Fahrt zu En- geht. Er wollte sich gewaltsam aufraffen — arbeiten, vergeß- Wie leicht erschien ihm dies Vergessen, dem Weh seiner Schwester gegenüber. Was war denn zu vergessen? Ein Etwas, das wie ein stüchtiger Sonnenstrahl durch das graue Haus gehuscht war ein glänzendes Phantom, ein ungreifbares süßes Etwas, das ihm in der Gestalt eines jungen Mädchens entgegentrat. Viel leicht war ein wenig Zauberei dabei, ein Elixir, das die Sinne trunken machte — ein Trank aus Blütenjchnee und Rosenkugeln gebrannt — der Frühlingssglanz von 16 Jahren, der schon manch Augen geblendet — der gute Kamerad hatte Recht: Lulu mußte fort.

Was er nach dieser kurzen Ueberlegung sagte, indem er den Arm um seine Schwester schlang und sie an seine Brust zog, wußte er selbst nicht, aber seine Worte brachten eine wunderbare beruhigende Wirkung hervor: Georgine richtete sich auf und sah ihn, wie erlöst von einem schweren Bann, tief aufathmend an.

Was sie noch miteinander redeten, hat Niemand erfahren aber kaum 14 Tage später schrieb eine Freundin von Lulu's ver- storbenen Mutter, die verwittwete Oberst von B. in B., einen herzlichlichen Brief an ihr Pathentkind, die kleine Lulu, und bat um einen längeren Besuch, daß durchaus kein Grund aufzufinden war, diese Bitte abzuschlagen. Lulu selbst hatte sich auch nicht ge- sträubt zu ihrer Pathe zu gehen, deren freundlicher Ercheinung sie sich noch von einem Besuche mit der Mutter in B. erinnerte aber sie wurde doch bleich, als Georgine den Termin der Abreise nun wirklich festsetzte und bestimm wurde, daß der alte Johann sie in acht Tagen bis zur nächsten Station begleiten sollte, wo sie der dort verheirathete Sohn ihrer künftigen Schöpferin in Empfang nehmen und nach B. bringen wollte. Sie veränderte sich, ließ jener Entscheidung, von Tag zu Tag auffallender. Das Singen im Hause hatte aufgehört, das Hüpfen und Schweben auch, der Schritt war langsam und müde geworden, die rothen Wangen um eine Schattirung blässer und das Lächeln gezwungener. Sie packte nur das Nothwendigste ein — „ich werde doch nicht bis zum Winter bleiben,“ sagte sie wie um sich selber zu trösten. Die Sorge für ihren Vogel und die Blumen übergab sie feierlich ihrem Vetter — „bis sie wiederkomme“ — bat sie. In den letzten Tagen war viel Unruhe im Hause, Mädchengestalten schlüpften ein und aus und Lulu sah hundertlang mit glühenden Wangen, um Album ver- se einzuschreiben. Und Woldemar war es der dabei half, Berg- aus suchte und sie mit der Geduld eines Heiligen dicitirte. Sie schrieb langsam und fragte viel. Dabei mußte man die Augen aufschlagen und dabei begegnete man zwei tiefblauen, sonnen- klaren, anderen Augen, von denen Lulu heimlich meinte, sie schauten den Frauen genau so tief ins Herz wie den Blumen. Und schnell zog sie den Vorhang der dunkeln Wimpern zu: nein, sie wollte sich von keinem Menschen der Welt ins Herz schauen lassen und von Ihm am Allerwenigsten.

Endlich war auch das überstanden und der Wagen, der die kleine Lulu zur nächsten Eisenbahn bringen sollte, stand vor der Thür, drei ihrer liebsten Freundinnen warteten darin auf sie, die Uebrigen harrten ihrer auf dem Bahnhofe. Das junge Mädchen trat in ihrem grauen Reisekleide und schottischen Mäntelchen in das Wohnzimmer. Den runden Hut mit dem schönen grauen und rothen Papageienflügel aus Südamerika, hatte sie abgenommen.

„Liebe Cousine,“ sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, „ich wollte Sie bitten, mir den 'Kosmos' mitzugeben, ich will ihn lesen bei der Pathe, wenn ich allein bin!“ Georgine lächelte und ging in ihres Bruders Zimmer, um das Buch zu holen.

„Leben Sie wohl, Vetter Woldemar.“ — und die kleine Hand streckte sich bebend nach der seinen aus. „Nicht wahr, ich darf wiederkommen?! Ich glaube ich müßte sterben wenn — wenn ich den Vogel nicht wiederkommen sollte und das Märchen stüchchen und — die Epheuwand und den Erker und Alle, die ich liebe!“ Er faßte mit beiden Händen die Hand Lulu's und stüßte sie leidenschaftlich: „Ja Lulu — Sie sollen Ihren Vogel und die Epheuwand und Alle die Sie lieben wieder sehen — denken Sie an dies Versprechen eines Mannes. Sie werden wieder die treue Gefährtin meiner Schwester werden“ — der Eintritt Geo- gines unterbrach ihn. „Auf Wiedersehen!“ wiederholte er fest und glühend. Dann neigte er sich über die zuckenden weißen Finger und küßte sie.

Das junge Mädchen glühte hell auf. Das war die erste Huldigung des Mannes, die nicht einem Kinde galt. Ein Zittern durchlief die ganze Gestalt. Sie sprach kein Wort mehr, aber sie fiel ihrer Cousine zum ersten Male um den Hals und brach in Thränen aus. Dann riß sie sich los, ohne ihn noch einmal anzusehen und flog die Treppe hinunter. Woldemar folgte ihr nicht er trat ans Fenster. Ein Mädchensköpfchen bog sich noch einmal weit über den Wagenschlag hinaus — ein scharfer Blick flog hinauf zu den Erkerfenstern — ein Winken und Grüßen her- über — und das graue Haus lag in tiefem Schatten.

„Ein frommer Zaubrer hält mich wieder,
Anbetend staunend muß ich sehn;
Es finkt auf meine Augenlider,
Ein goldner Mindestraum herüber,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.“
Theodor Storm.

Die Weihnachtswache war da. Die fröhliche selige Zeit des Gebens und Nehmens, das Fest der Liebe, die Gedächtnisfeier der höchsten Liebe, stand wie eine leuchtende Sonne am Himmel und sandte ihre Strahlen auf Gerechte und Ungerechte. Ueberall froh- lichen oder wehmüthig süßes Erinnern an vergangenes Kindes- heitsglück — überall jener unbeschreibliche magische Duft von Tannengrün, Nepseln, Wachslüchtern und Pfefferkuchen, der uns bis in das späteste Alter nachzieht und Träume bringt von dem Lächeln des Vaters und der süßen Stimme der Mutter. Wenn das Christkind, dieser Inbegriff der heiligsten Holseligkeit, der verklärtesten Poesie, das Herz nicht weich und weit macht, der hat

sein Herz. In keiner Zeit des Jahres ist man so geneigt, wohlthun und mitzutheilen, sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Traurigen, als in diesen gebenedeiten Tagen. Vor jedem dunkeln Fenster bleiben wir mit einem herzbeftimmenden Mitleid stehen: Licht — mehr Licht! Heut soll ja Alles hell sein! Alle Liebe, die wir im Herzen tragen, wird inniger, selbstloser, wir möchten geben, nur immer geben, nur glückseligen Augen begegnen, und wer am Weihnachtsabend die heilige Wahrheit des göttlichen Spruches, daß „Geben seliger denn Nehmen“ leugnet, für den ist kein Weihnachtsfest da. Dies geheimnißvolle Treiben der Mütter, dies Lauschen und seltsame Erwarten der Kinderthaur und dies gläubige Hoffen auf die wirkliche Erscheinung des Christkinds mit den goldenen Flügeln. Ich habe eine Mutter gekannt, die ein Stückchen Goldstaub in der Nacht vor dem Christkiste an die Bettstelle ihres schlafenden Kindes befestigte und am andern Morgen dem aufwachenden Liebling erzählte, Christkindchen sei da gewesen und habe mit dem Flügel an sein Bettchen gestreift. Das schimmernde Stückchen, mit so scheinbarer Glückseligkeit tausendmal betrachtet, blieb an der Bettstelle viele Jahre lang — und die Erinnerung an die goldenen Flügel des Christkindchens bewahrt das nun erwachsene Kind, selbst jetzt Frau und Mutter, in der tiefsten Tiefe ihrer Seele als ihr schönstes Heiligthum, als ein echtes Stückchen Gold, als einen Talisman gegen so manche Gefahren der Welt. Segnet frei die Mutter, die ihrem Kinde ein Stückchen vom goldenen Flügel der Christkinds mitgibt auf den Lebensweg!

Im grauen Hause war es still wie früher. Da gab es ja nichts vorzubereiten und zu überraschen. Die Weihnachtsfeier war immer sehr einfach gewesen seit dem Tode der Mutter. Man hatte, seit ihre Augen sich geschlossen, den Weihnachtsbaum verbrannt, zu den Bescherungen war der große uralte Kronleuchter angestekt worden und die Poësie des Tannenbaums hatte Woldemar nur in fremden Häusern empfunden. Und diesmal sollte es noch stiller hergehen als sonst, so meinten wenigstens die Diensteute des grauen Hauses, denn der Herr Doctor sei ja so vergaßen in der Arbeit und schaue so ernsthaft darein, daß der sicher nicht an Weihnachten denke, und die kleine Lulu fehle. Die hatte im vergangenen Jahre doch einen echten Weihnachtsbaum ins Haus gebracht!

Auch bläßer war er geworden — die große Reise hatte ihm wol nicht sonderlich gut getan. Das mußte auch das „Kräutlein“ finden, denn sie schien besorgter als je um den Bruder, verließ ihn keinen Augenblick und ging oft mit verweinten Augen umher. „Wenn nur die kleine Lulu noch da wäre!“ meinte die alte Sophie, und die Anderen stimmten bei, „die sollte die beiden dort oben wol aufmuntern!“ Da war doch noch Leben im Hause, aber jetzt das ewige Vorlesen und Arbeiten taugte nun und nimmermehr! Aber alles Bedauern und Philosophiren half nichts — die kleine Lulu war nun einmal fort, schrieb auch selten, und von ihrer Heimkehr verlautete noch kein Wortchen.

Am Anfange der Weihnachtswoche aber war es, als folgender Brief in dem grauen Hause anlangte:

„Liebe Cousine!

Es geht mir fortwährend hier sehr gut, so gut, daß ich eigentlich vom Morgen bis zum Abend lachen und singen müßte, denn Alle sind so freundlich gegen mich und wir geben sehr viel in Gesellschaft. Meine Pathe schenkt mir viele hübsche Sachen und ich bin schon zweimal auf dem Ball gewesen und habe kein einzig Mal geschimmelt. Ich hatte mir aber Alles doch noch schöner gedacht, obgleich ich nicht sagen kann, was etwa hätte schöner sein sollen. Sie werden sich wundern, liebe Cousine, wenn ich Ihnen sage, daß ich manchmal weine, besonders des Abends, und daß ich sehr oft in dem Kosmos lese und dann einsehe, wie dumm und unwissend ich bin. Neulich auf dem Ball, als mir der alte Herr v. Z. der ein großes prächtiges Gut in der Nähe hat, so viel unsinniges Zeug sagte, daß ich nämlich das klügste und hübscheste und liebenswürdigste Geschöpf unter der Sonne sei, da mußte ich immer daran denken, wie unniß ich doch eigentlich auf der Welt bin und ich begreife jetzt recht, wie Sie sich über mich ärgern mußten, liebe Cousine. Könnte ich das Alles nur wieder gut machen und in der Erkerstube sitzen und lernen. Manchmal hätte ich Lust, was ich früher um keinen Preis der Erde gewollt: Gouvernante zu werden. Dann könnte ich doch kleine Kinder lesen und Schreiben lehren und thäte etwas Nützliches. So aber verdiene ich nicht, daß mich jemand leiden mag, höchstens etwa der alte Z., der auch den Kosmos nie gelesen hat und ihn nie lesen mag und von dem die Pathe sagt, er hätte nichts gelernt und nichts vergessen. Wenn ich noch trauriger werde als ich jetzt bin, heirathe ich ihn vielleicht, er hat nämlich keine Frau, denn sein Garten ist sehr schön und es steht dort grade solch ein Akazienbaum am Wasser wie bei Euch. Wenn Sie schreiben, liebe Cousine, so sagen Sie mir ob der Vetter Woldemar den Vogel gut versorgt hat und wie es Allen geht — auch dem Johann und der Käthe. Ich bete jeden Abend für mein geliebtes graues Erkerhaus und wenn der liebe Gott thut um was ich ihn bitte, und mir ist zuweilen als würde er thun, so bin ich das glücklichste Mädchen auf der Welt. Und soll ich Ihnen sagen liebe Cousine, um was ich ihn bat — daß ich zum Christfest — bei meinem Vogel sein dürfte. Das ward eben der höchste Wunsch

Ihrer
kleinen Lulu.

NB.

Zu Weihnacht will die Pathe einen großen Ball geben und ich bin schon jetzt zu allen Tänzen engagirt und zum heiligen Abend fahren wir Alle zu Herrn v. Z., bei dem diesmal die Bescherung sein soll. Aber ich wollte mir lieber die Haare abschneiden, Sie wissen, liebe Cousine, ich bin ein wenig eitel auf mein Haar, und einen Zahn ausziehen lassen und die punischen Kriege lesen und alle Oden des Horaz auswendig lernen und dabei in der Erkerstube des grauen Hauses bei meinem Vogel sitzen, als in der Hofa, Kreypp und Maiglöckchenkranz bei der Pathe tanzen. Und sonst dachte ich doch, daß ein Mädchen nichts mehr zu wünschen haben könnte in diesem Leben, wenn es ein rosa Kreyppleid und einen weißen Kranz besäße. Liebste Cousine, glauben Sie, daß Vetter Woldemar mir noch gut sein würde, wenn ich kurze Haare trüge und einen Zahn weniger hätte? Grüßen Sie ihn, bitte, tausend Mal. Und ich will nicht eine Stecknadel geschenkt haben zu Weihnacht, nur — einen Lichterbaum in der Erkerstube!

NB. II.

Ich stüde jetzt dem Vetter Woldemar einen Teppich mit lauter Weichen darauf. Ich hätte den Namen lateinisch geschrieben, aber ich weiß den Plural nicht von Viola odorata. Sagen Sie ihm mir doch in Ihrem nächsten Briefe. — Viel fleißiger bin ich jetzt, als im Erkerhause, aber freilich nur, wenn ich etwas für Euch arbeiten darf. Ich glaube, es gibt eben nichts, was ich für Euch nicht thun würde. Ich singe jetzt oft vor vielen Leuten, die mich sehr loben, aber die traurigen Lieber, die Woldemar so gern hatte, singe ich nur, wenn mich Niemand hört. Und ein Herba-

rium habe ich jetzt auch; ich dachte nie, daß man getrocknete Blumen so lieb haben könnte! Sie sind alle aus Eurem Garten und ich taufchte sie nicht für den prächtigsten Strauß ein, wie Herr v. Z. ihn mir täglich schickt. Grüßen Sie auch den Garten, liebste Cousine, von Ihrer traurigen Lulu.“

Als Georgine diesen Brief gelesen, ging sie hinüber in das Zimmer ihres Bruders. Es war graue Winterdämmerung. Der Schnee auf den Dächern schimmerte herüber, die Laternen in den Straßen warfen zitternde Lichtfunken in das Zimmer. Auf dem Schreibtische brannte die Lampe, Woldemar saß aber am Kamin, den Kopf in die Hand gestützt, in so tiefe Gedanken versunken, daß er das Eintreten der Schwester erst gewahrte, als sie neben ihm stand. Sie legte sanft ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Es ist wieder ein Brief da von Lulu.“ Er hob den Kopf und warf ihr einen unruhig fragenden Blick zu, sprach aber nicht.

„Willst Du den Brief lesen?“ fuhr Georgine fort, und eine zitternde Hand hielt ihm die zierlich beschriebenen Blätter entgegen. „Es ist das alte Heimweh!“

„Nein!“ antwortete er erregt und wandte sich ab, „Du kannst mir ja erzählen, was sie schreibt — ich habe auch jetzt keine Zeit, ich muß arbeiten und dann — vor allen Dingen etwas mit Dir besprechen! Hast Du Zeit für mich?“

Zeit für ihn! Als ob ihr ganzes Leben, jede Secunde nicht ihm allein gehörte! Sie sah schon an seiner Seite. „Was ist's, Woldemar?“ Ihre Hand lag in der seinen.

„Wir werden uns auf längere Zeit wieder einmal trennen, liebe Georga,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „eine zweite Anforderung, eine große wissenschaftliche Expedition nach Australien als Botaniker zu begleiten, ist an mich gelangt, die im nächsten Monat aufbrechen und voraussichtlich vier bis fünf Jahre fortbleiben wird. Meine opferwillige Gefährtin, mein tapferer Kamerad wird, wie damals, keinen Versuch machen, mich zurück zu halten. Lulu könnte dann wieder zu Dir kommen und so wäre uns Allen geholfen.“

„Und Allen?“

„Ja, mein Herz, Allen! Du wirst Dich wieder Deines Bruders freuen, das heißt seines Ruhmes, die Kleine sieht ihren Vogel und ihr Myrthenbäumchen wieder — und ich?! — Nun, Du weißt ja, wach ein Wandervogel ich bin!“

Es lag ein Ausbruch so tiefer Melancholie in seinem Blick, wie in dem Tone seiner Stimme, daß Georginens Augen sich mit Thränen füllten. Als sie schwieg, fuhr er leise fort: „Ich habe den Brief, worin ich den erwählten Antrag annehme, schon geschrieben, ich wollte ihn aber nicht schließen ohne Deine Entscheidung.“

Langsam zog sie ihre Hand zurück, er sollte nicht fühlen, wie sie zitterte. Dann sagte sie kaum hörbar: „Ich bitte mir drei Tage Bedenkzeit aus. Laß den Brief bis zum ersten Feiertag liegen und reden wir bis dahin nicht davon. Die Weihnachtswoche wollen wir uns nicht verflümmeln!“

„Du hast Recht — wir haben halb Weihnachtsabend! Im vorigen Jahre war ich nicht bei Euch!“

„Im vorigen Jahre bettelte mir Lulu einen Tannenbaum ab. Sie schickte Dir ein Reis! Weißt Du noch?“ Ihre Stimme war wieder fest und ruhig geworden.

„Ich erinnere mich!“ antwortete er. — O wenn Georgine gewußt hätte, daß dies kleine Reis zwischen den Blättern seines Notizbuchs auf seinen Herzen ruhte und Nachts unter seinem Kissen schlief! — Sie legte jetzt ihren Arm um seine Schulter. „Weißt Du noch, Woldemar, wie Du mir sonst immer alle Deine Weihnachtswünsche verratest und mich zum Fürsprecher beim Christkinder ernanntest?“

Er nickte.

„Weißt Du, wie fröhlich Du immer warst und wie fest Du auf mich bautest und wie sich Deine Wünsche auch immer erfüllten — in Folge meiner eindringlichen Vorstellungen dem — Christkind gegenüber?“

Er sah mit einem schwachen Lächeln in ihr Gesicht. Es lag eine unendliche Zärtlichkeit in den Schwester-Augen, die jetzt den seinen begegneten.

„Du hast mir lange, lange keine Wünsche mehr verrathen,“ fuhr sie fort. „Willst Du es nicht wieder einmal versuchen, damit wir sehen, was sich thun läßt?“

Sie strich ihm das schöne Haar zurück und lächelte ihn an. Es war ein fremdes, schmerzliches Lächeln, das ihm in's Herz schnitt.

„Ja, Georga, wenn wir wieder Kinder werden könnten und mit einem bunten Spielzeug Alles abgethan wäre!“ Das waren glückliche Zeiten.“

„Ich denke, Spielzeug braucht Ihr bis in Euer spätestes Alter,“ scherzte sie, aber es zitterten Thränen in ihrer Stimme, „es sieht nur eben anders aus und ist kostbarer und mannichfaltiger. Wir werden Rücksprache nehmen mit dem Christkinder. Bis dahin eine heitere Stirn und gläubige Augen! Ja?“

Er sah sie überrascht an. „Was hast Du vor, Georga? Du weißt, mit mir ist nicht mehr viel anzufangen. Ich habe noch so viele Vorbereitungen zu der langen —“

„Still, still, was hast Du mir versprochen! Warte bis zum heiligen Abend. Dann wollen wir wieder von Deinen Plänen reden!“

Der Christabend war gekommen. Zum ersten Male seit langen Jahren, für Woldemar, verbreitete sich ein süßer Tannenduft im Erkerhause. — Eine Geschäftigkeit wie nie zuvor wurde in allen Regionen bemerkbar. — Georgine gab ihrem Bruder beim Eintritt der Dämmerung wie einst, als er noch ein Knabe war, strengen Stubenbefehl. Sie schien so heiter, so getragen von echter und rechter Weihnachtsfreude, von jenem süßen Nausch des Gebens, daß er sie staunend betrachtete. „Wir wollen jahrelang Besäumtes nachholen für Dich und mich und uns Alle!“ sagte sie. „Es soll noch einmal sein, wie einst — wir wollen Kinder werden, vielleicht erobern wir uns auch wie sie — das Himmelreich.“

Ach, es waren trotz aller dieser Bemühungen keine Weihnachtsgedanken, die den Einsamen jetzt umspielten. Eine qualvolle Ruhelosigkeit hatte ihn erfaßt, ein verzehrendes Fieber schlich durch alle seine Adern, die Wände drückten ihn, das Leben lag wie eine Centnerlast auf seiner Brust. — Es war doch schwer, das Vergessen — zu schwer für eine gewöhnliche Menschennatur. — Die heiße Sehnsucht nach den frohen, strahlenden Augen, nach der süßen Stimme, nach dem kleinen unwissenden Mädchen, jene Sehnsucht, die er zu tödten versucht hatte, die er so leicht zu überwinden geglaubt durch strenge Arbeit, durch die Kraft des Wollens, um der Schwester willen, sie starb nicht, sie schlug, „eine lebendige Flamme“, höher und höher empor. Auf den Seiten aller Folianten stand der Name Lulu mit Feuerschrift, zwischen

den lateinischen Citaten und Namen sah er ihre Füßchen tanzen, über sein Schreibpapier huschten ihre schlanken Finger und aus den Blättern seines Herbariums entwand sie leibhaftig, die kleine Teufelin, die junge frische Rose und lachte ihn an. Ueberall hörte er sie singen, leise, leise, wie aus weiter Ferne, überall den leichten Schritt, wie er flüchtig über die Treppen glitt. — Nein, es gab nur eine Rettung gegen die Treulosigkeit, gegen seine treue langjährige schwesterliche Gefährtin — die schleunigste Flucht, und je weiter, je besser. — Georgine würde ja weniger unter solcher Trennung leiden, das wußte er, als unter einer andern — und Lulu bei ihr sein, während er in fernen Landen weilte. — Es lag ein süßer Trost in dieser Vorstellung. Dann durfte er ja ohne Vorwurf mit seinen Gedanken in das graue Haus zurückwandern, sich nach dem Erkerzimmer sehnen, sagte er sich in echter Männersehsucht. Der Wunderbalsam der Zeit war ja ein so vielgepriesener, — hoffte auch er auf seine Hilfe. — Und in all diesen Grübeleien zog er das kleine grüne Reis hervor und küßte es mit einer Inbrunst, wie die Lippen der Gläubigen eine Reliquie berühren. — In demselben Augenblick tönte hell der Schall der silbernen Glocke, ein Klang, den er seit seinen Studienjahren nicht mehr vernommen, jener Glocke, die einst in der Hand des Vaters die Geschwister zur Christbescherung gerufen. Eine unendliche Wehmuth kam über ihn, eine Weichheit, wie noch nie. Er hätte Alles darum gegeben, nur einen Augenblick seine Stirn an die Schulter der Mutter legen zu dürfen und die warme feste Hand des Vaters in der seinen zu fühlen. So näherte er sich der Thür des Wohnzimmer. Und da war es wie sonst — da wurden ihm die Augen verbunden unter Scherz und Lachen von den schlanken Fingern der Schwester. — Noch ein Augenblick und die Thür sprang auf — Weihnachtsduft schlug ihm entgegen — er fühlte den Lichterglanz durch die leichte Binde — wie im Traume ließ er sich von der lebenden Hand Georginens leiten. „Es ist wunderbar,“ flüsterte er, „mir ist zu Muthe wie damals — die Zeit verfliehet.“ — Hast Du mir auch etwas Hübsches bescheert, Georga?“

„Die Binde herunter!“ rief Georgine statt aller Antwort. — Und mit derselben Hast wie damals, als er noch ein Knabe war, riß er das Tuch herab. — Sein Blick fiel auf ein lachendes, von Freudenthänen überströmtes reizendes Gesicht, eine behaute junge Rose — die kleine Lulu stand vor ihm. Unwillkürlich breitete er die Arme nach ihr aus und mit einem Schrei der Glückseligkeit hing sie an seinem Halse.

„Kleine Lulu! bist Du's wirklich?“

„Ja — und hätte Georgine, der gute Engel, mich nicht gerufen, so wäre ich Allen davon gelaufen und doch zu Euch gekommen zu Fuß durch Eis und Schnee. Ich starb ja vor Sehnsucht nach — Dir!“

„Willst Du morgen Deinen Brief fortgeschicken, Woldemar?“ sagte jetzt eine sanfte Stimme, „ich gebe meine Einwilligung zu Deiner Reise!“

Er ließ die junge Braut aus seinen Armen und umfaßte die Schwester. Welch ein strahlender, seliger Dankesblick aus seinen Augen traf jetzt die Ibrigen.

„Gehst Du nach Australien?“ fragte sie ihn noch einmal unter Thränen lachend.

„Nur wenn Ihr Beide mich fortgeschickt!“

Die kleine Lulu mußte sich zwar noch einmal von dem grauen Hause trennen, aber nur für wenige Wochen, um dann als dessen Herrin sich immer dahin zurückzukehren. — Georgine blieb der gute Kamerad, die treue Gefährtin des Bruders und gewisse Rechte über ihn räumte ihr die junge Frau auch bereitwillig ein. Lulu war ja ganz Demuth in ihrem Glück. Sie blieb die Blume, der Sonnenstrahl, die Verhe des grauen Hauses. Die beiden Frauen lernten sich bald lieben; begegneten sie sich doch in der Liebe zu dem Einen, dem sie ihr Sein und Leben dahingegeben.

Und als an einem Weihnachtsabend einst eine kleine Wiege in der Erkerstube stand und ein Strahl von Glück aus den Augen Woldemars brach beim Anblick seines Kindes, heller als selbst der Strahl der Weihnachtskerzen, da schwand der letzte Rest eifersüchtigen Wehs aus der Seele der Schwester und sie war fortan — die Glücklichste unter den Glücklichen. [1463]

Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld.

Von den Charakterköpfen der klassischen Literatur Frankreichs unter Ludwig XIV. trägt vielleicht der des Herzogs von La Rochefoucauld am treuesten die Signatur seiner Zeit, seines Jahrhunderts und der tonangebenden Gesellschaft, in der er lebte. Denn was man auch, je nach dem Standpunkte den man einnimmt, sagen mag: die Zeit, die einen Corneille, einen Racine, einen Moliere hervorbrachte, welche nacheinander einen Diplomaten wie Mazarin an der Spitze der Staatsgeschäfte und einen Prediger wie Bossuet auf der Kanzel sah, welche bei ihrem Ausgang noch der folgenden Generation einen Kopf wie Voltaire geben konnte, und mit all ihren genialen Ausschreitungen und nach seinen glänzenden Thorheiten eine Feder wie die Saint-Simon's besaß, um sie zu schildern: diese Zeit, in der That, kann keine kleine gewesen sein, wir fühlen die Größe ihres Geistes und ihrer Anziehungskraft noch heute. Doch, wir wiederholen es, in keiner von ihren literarischen Physiognomien spiegelt sich ihr eigenthümlicher Charakter klarer und spezifischer ab, als in der des Herzogs, der sie von der Seite betrachtete, von welcher sie Betrachtung vielleicht am Allerwenigsten vertrat: von der moralischen.

Wir haben kaum nöthig, unseren Lesern zu sagen, daß das Haus der La Rochefoucauld's eines der ältesten und nobelsten von Frankreich sei; daß sein Stammbaum in die allergrausame Vorzeit der Baleen hinausreicht, und daß sein Palais, noch heute im kaiserlichen Paris, als eine der ehrwürdigsten Zierden des Faubourg St. Germain (Rue de Seine) gilt. Groß und bedeutend, mag man nun aus der Seele des Geschichts- oder Literaturfreundes sprechen, sind die Erinnerungen, die sich mit diesem Namen verknüpfen. Ein Vorfahr des Herzogs, von dem wir hier reden, machte den Wirth Karl's V., als dieser im Jahre 1539 durch Frankreich reiste; „ich habe niemals ein Haus betreten,“ sagte der Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, „welches seine große Tugend, Ehre und Herrlichkeit besser repräsentirt habe, als dieses da!“ Ein Nachkomme, Mitglied der Nationalversammlung und später Präsident von Paris, fiel als eins der edelsten Opfer der Revolution von 1789, unter den Augen, ja fast in den Armen seiner Gemahlin und seiner Mutter, die ihn vergeblich vor den mörderischen Piken zu schützen versuchten.

Der glänzendste Träger dieses glänzenden Namens jedoch,

Der schwarze Montag in der Colonie.

(Von einem Deutschen in Australien.)

der zu den historischen Ehren desselben den literarischen Lorbeer fügte, war der Zeitgenosse von Frankreichs größten Dichtern, der ebenbürtige Freund von Racine und Boileau, Francois Herzog von La Rochefoucauld, der Verfasser der „Maximen und moralischen Betrachtungen“. Er hat außerdem auch Memoiren seiner Zeit geschrieben; aber, wie Voltaire sagt: „die Memoiren des Herzogs werden gelesen, und man weiß seine Maximen auswendig.“ Nach dem Aussprüche dieses großen und unparteiischen Richters — denn La Rochefoucauld lag 14 Jahre im Grabe, als Voltaire geboren ward — ist diese Sammlung von Maximen und Betrachtungen eines von den Werken, welche am meisten dazu beigetragen haben, den Geschmack der Nation zu bilden und ihr einen Geist der Gerechtigkeit und Präcision zu geben. „Obwol,“ so sagt Voltaire, „in diesem Buche nur eine Wahrheit enthalten ist, nämlich: daß die Eigenliebe der Beweggrund von Allem sei, so stellt sich dieser Gedanke doch unter so viel verschiedenen Gesichtspunkten dar, daß er fast immer pikant bleibt; es ist weniger ein Buch, als Materialien um ein Buch zu schmücken. Man las diese kleine Sammlung mit Begierde: sie gewöhnte daran, zu denken und die Gedanken in einen lebendigen, klaren und zarten Ausdruck zu kleiden. Das war ein Verdienst, welches Niemand vor ihm in Europa hatte, seit der Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft.“

Es ist wahr, daß von den 528 Sätzen, aus denen das kleine merkwürdige Buch besteht, keiner ist, der nicht in der einen oder andern Tonart von der Eigenliebe handelt, nicht: sie preist, das wäre zu viel gesagt, das wäre durchaus ungerichtet. La Rochefoucauld war eine der edelsten Naturen; er hätte das nicht thun können, ohne sich selber ungetreu zu werden. Er betrachtete die Menschen; er las in ihren Herzen und suchte den Ursprung, die Quelle ihrer Handlungen zu entdecken, und siehe da! — er fand die Eigenliebe. Sage man nicht, wie der Cardinal de Retz gethan, daß La Rochefoucauld die menschliche Natur verläumde; bemerkt man denn nicht die Thränen in den Augen, das melancholische Lächeln auf dem Angesicht dieses guten und tugendhaften Mannes, wenn er sagt: daß die Tugend niemals so weit gehen würde, wenn die Eitelkeit sie nicht begleitete; oder: daß, wie große Vortheile die Natur auch gegeben habe, sie niemals allein, sondern das Glück mit ihr sei, welches die Helden mache? ... La Rochefoucauld hat die Menschen gemalt, wie er sie sah; und was er von der Eigenliebe gesagt, stellt er nicht wie einen Grundsatz auf, den man befolgen, sondern wie eine Erfahrung, aus der man zu seiner eigenen Besserung lernen soll.

Niemand von seinen Zeitgenossen hatte ein weicherer, und setzen wir es hinzu, reineres Herz, als der Verfasser des Buches, dem man so oft Herzlosigkeit vorgeworfen hat. Seine Liebe war echt und seine Freundschaft dauerhaft und treu. Geboren 1613, fiel seine Jugend und frühe Manneszeit in die Kämpfe der Fronde, an denen er mit Herz und Hand theilnahm — seine Hand dem Schwerte, und sein Herz der jugendlichen Herzogin von Longueville gebend, welche, zugleich mit der Prinzessin Montpensier, die schöne Bannerträgerin dieses Kampfes war, der Frankreich zerriß, bis die Schlacht in der Vorstadt von St. Antoine ihm ein Ende machte, indem sie den rebellischen Adel niederwarf vor die Füße des jungen Monarchen Ludwig XIV., der sie gnädig wieder emporhob und fortan zu seinen ergebenen Freunden machte. In dieser Schlacht, indem er der königlichen Amazone folgte, traf ihn eine Musketenkugel, die ihn für einige Zeit des Augenlichts beraubte. Doch froh und ritterlich ertrug er, für die Geliebte, diese Pein und tröstete sich mit diesen Versen aus der Tragödie „Alcyon“:

Um zu verdienen mir ihr Herz und ihre Augen
Zog ich den Regen, der zum Kampfe mir mag taugen!

Später, als diese stolze Dame, welche das Abenteuer und die Täuschungen der Eitelkeit der wahren und treuen Liebe vorzog, und bei welcher der Wunsch, angebetet zu werden, stärker war, als jede andere zartere Empfindung — als sie das Verhältniß löste, welches den Helden der Fronde an ihren Siegeswagen gekettet hatte, da veränderte dieser das obige Couplet in folgender Weise:

Für dies treulose Herz das nicht für mich mag taugen,
Zog ich den Regen und — verlor fast meine Augen!

La Rochefoucauld nahm fortan keinen Theil an den öffentlichen Dingen, welche den Staat und die Welt beschäftigten. Zurückgezogen in seinem Hôtel, lebte er nur noch der Literatur und der Freundschaft. Das jüngste Herz der Frau von Lafayette — einer der edelsten und reichbegabtesten Frauen seiner Zeit — goß einen Schimmer wie Abendroth über den Rest seines Lebens, der durch Kummer mannichfacher Art verbittert ward. Die Freundschaft eines solchen, in all ihrer irdischen Schönheit doch fast hinieden schon unirdischen Bewens, wie Frau von Lafayette nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen gewesen sein muß — dieser Zug allein schon würde genügen, um für einen Mann zu sprechen, wie La Rochefoucauld. Aber zahlreiche Stellen in den klassischen Briefen der Frau von Sevigné bestätigen unsere Meinung. Er, welcher die Uneigennützigkeit der Tugend nach den Erfahrungen, die er in der Welt gemacht, klugnete, schien derselben Welt das Beispiel geben zu wollen, wie man trotzdem tugendhaft und uneigennützig zugleich sein könne. „Niemand besaß ich einen treueren, zarteren und standhafteren Freund, als ihn,“ sagt die Frau von Sevigné. „Die persönliche Tapferkeit,“ sagt Frau von Maintenon, „erschien ihm als eine Thorheit und doch war er sehr tapfer.“ Sein Muth verließ ihn nur, wenn er diejenigen leiden sah, die ihm theuer waren; die Nachricht, daß einer seiner Söhne in dem Feldzuge von 1674, bei dem Rheinübergange verunglückt und gestorben sei, drückte ihn so darnieder, daß er sich davon eigentlich nicht mehr erholte. Eigenes Leiden ertrug er mannhaft. Während der letzten Jahre seines Lebens peinigte ihn die Gicht und ließ ihn fast vergehen vor unerträglichem Schmerz. Aber er nahm es mit einem Lächeln hin; „sein Zustand,“ schreibt die Frau von Sevigné, „ist etwas Bewunderungswürdiges. Er ist sehr gut aufgelegt, was nämlich ihn anbetrifft; aber die Krankheit und der Tod eines seiner Nachbarn: Das ist es, was ihn betrübt hat ... Nicht umsonst hat er während seines ganzen Lebens Betrachtungen angestellt; so naht er sich seinen letzten Augenblicken, welche nichts Neues und Ueberraschendes für ihn haben.“

Er starb 1680. Sein Buch lebt heute noch und wird leben, so lange es eine Literatur und Menschen gibt, welche aus den Betrachtungen der großen Geister der Vergangenheit Trost für die Gegenwart und Muth für die Zukunft schöpfen mögen. La Rochefoucauld ist nicht der Lehrer des Egoismus gewesen, wie man zuweilen mißverständlich hat behaupten wollen: er faßt unser Herz gleichsam bei seiner Wurzel, er zeigt uns, was irdisch und vergänglich darin ist und ermahnt uns, durch sein Beispiel, es daraus zu entfernen, wie schmerzhaft auch der Kampf sein möge. Das ist der wahre Nutzen seines Buches, aus welchem wir in der folgenden Nummer unseres Blattes eine Aehrenlese bringen wollen.

Julius Rodenberg.

Schon seit den ältesten Zeiten ist das Menschengeschlecht von der Furcht vor einem Weltuntergange beunruhigt worden, und es wird den Lesern gewiß aus eigener Erfahrung bekannt sein, daß sich fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ähnliche Prophezeiungen wiederholt haben — Prophezeiungen, welche regelmäßig von irgend einem außergeräuslichen Naturereignisse begleitet und vielleicht veranlaßt worden sind.

Eine Naturerscheinung von solch außerordentlicher Art verbreitete in dem verflossenen Jahre (1865) in der Provinz Victoria des australischen Continents einen panischen Schrecken, zumal unter den Bewohnern der volkreichen Stadt Melbourne, der Hauptstadt dieser Provinz.

Auf eine für den Augenblick unerklärliche Weise begann dieser verhängnißvolle Tag mit einer Hitze, welche schon des Morgens, einige Stunden vor Sonnenaufgang, so stark war, daß sie das Athmen erschwerte und die Schläfer von ihrem Lager aufschreckte. Nicht allein mir, sondern den ältesten Colonisten war diese Temperatur unerträglich.

Ich war mit meinen Gedanken darüber noch beschäftigt, als mein Wirth an die Thüre meines Zimmers kam. Ich hat ihn näher zu treten, in der Erwartung, von ihm, der schon ein älterer Colonist war, Auskunft über dieses, mich allerdings nicht wenig beunruhigende Ereigniß zu erhalten; aber er war noch rathloser und verzweifelter. Er wollte sich vielmehr von mir Trost holen, denn er glaubte wirklich nichts Gringereres, als daß Gott den Untergang der Erde beschlossen habe, und daß jetzt die Prophezeiung vom tausendjährigen Reiche in Erfüllung gehen werde.

Ich suchte vergebens, ihn von dieser traurigen Ansicht zurückzubringen; es gelang meinen Verunsicherungen nicht, seine Furcht vor irgend etwas Außerordentlichem zu beschwichtigen. Die Schwüle der Luft drückte ganz unfähig, die Brust ward beklemmt, das Athmen schwerer, und — ich will es nicht leugnen — auch mir war unbehaglich genug zu Muth. Wir schwiegen deshalb beide und traten an das Fenster: da sahen wir denn endlich am östlichen Horizonte die Sonne emportauchen, jedoch vollständig in Rauch und Nebel gehüllt. Mit der Zeit wurde es auch auf der Straße lebendiger: Männer und Frauen liefen geschäftig nach allen Richtungen; hier stand eine Menge fest gesittelt und nach dem Himmel zeigend, dort liefen andere schreiend und einander zurufend — kurz, die ganze Bevölkerung der Stadt war in der größten Aufregung.

Jetzt forderte mich mein Wirth auf, mit ihm auf die Straße hinauszugehen, wo er schon mehrere von seinen Bekannten versammelt sah. Ich folgte ihm und sogleich beim Hinaustraten bemerkte ich, daß die Luft mit brennlichen und schweligen Dünsten geschwängert war. Dieses machte mich selber etwas stutzig, denn ich erinnerte mich, daß bei dem Untergange von Herculanium und Pompeji die aus dem Bewußt aufsteigenden Rauchwolken, welche aus ihrem Schooße glühende Asche und kochendes Wasser auf die zitternde und bebende Erde warfen, in ähnlicher Weise wie hier, die Sonne Anfangs verdunkelten und zuletzt gänzlich ihres Lichtes beraubten. Außerdem waren mir in geologischer Hinsicht so manche Bedenken aufgestoßen, zumal Australien gleichsam nur wie eine Insel in dem stillen Oceane zwischen den gewaltigen Ländercomplexen Asiens und Amerikas erscheint, deren beide Küsten von Norden nach Süden herunter ein Gürtel von Vulkanen und Kratern auf beiden Seiten einschließt, welche auch theilweise jetzt noch durch ihre schädliche Wirkung den Bewohnern Gefahr drohen. Gestützt auf jene vulkanische Thätigkeit der anderen Hemisphäre unseres Erdballs nehmen die Naturforscher — und wol nicht mit Unrecht — an, daß Australien mit seinem Archipel, seinen zackigen Klippen und runden kesselförmigen Buchten nichts anderes sei, als ein ausgebrannter Krater, dessen feuerpeinende Thätigkeit über kurz oder lang wol wieder einmal beginnen könne.

Und sonderbar, als wir beide — mein Wirth und ich — uns einer Gruppe von Männern näherten, an deren Kleidung und Haltung ich alsbald die Elite der Stadt erkannte, mußte ich die Ansicht aussprechen hören, welche mir selbst so eben durch den Kopf gegangen war.

Bald genug hatte diese Vermuthung sich unter der Menge verbreitet, überall steigerte sich die Unruhe, überall wuchs die Aufregung.

Die Sonne stieg indeß immer höher und höher über den Horizont, gehüllt in einen röthlichen Dunstkreis, welcher sich in jeder Minute vergrößerte.

Die meiste Besonnenheit in dieser Katastrophe behielten einige von den deutschen Colonisten, namentlich diejenigen, welche schon seit langen Jahren ansässig, mit dem Boden vertraut und mit den klimatischen Verhältnissen durch regelmäßige Wetterbeobachtungen bekannt waren. Eine kleine Zahl dieser Colonisten hatte auch schon einmal eine ähnliche Naturerscheinung erlebt.

Den australischen Continent durchziehen nämlich in den Sommermonaten, ähnlich wie der Samum die Sahara, gewöhnlich alle vier bis fünf Wochen „heiße Winde“, deren jedesmalige Dauer höchstens sieben bis acht Stunden ist, während welcher Zeit Jedermann so viel als möglich das Zimmer hütet. Obgleich dieser Wind keineswegs so gefährlich ist wie der Samum, so hat er dennoch in seinem Gefolge Augenkrankheiten, welche durch die Wirbel von Staubwolken erregt und durch die heiße trockene Temperatur nicht gebessert werden.

Aus verschiedenen Vorzeichen kann man aber viele Stunden zuvor die Ankunft dieses Windes prophezeien, denn über den ganzen Himmel verbreitet sich zuerst ein gelblichrother Schimmer, welcher dergestalt zunimmt, daß er die Sonne blutroth erscheinen läßt, worauf dann die brennenden Staubwolken empor wirbeln, jeden Verkehre hemmend. Auch an diesem verhängnißvollen Tage waren solche Anzeichen vorhanden, nur noch auffallender. Von Minute zu Minute wurde die Hitze unerträglich und die harzigen schweligen Dünste verdichteten die Atmosphäre mehr und mehr.

Nach Kräften war die Behörde bemüht, überall mit Rath und That zu unterstützen, der Gouverneur und mit ihm noch andere Beamte fuhrten und ritten durch die Straßen der Stadt, hier Trost spendend, dort zur Ruhe ermahnend. Reitende Staffetten wurden jetzt nach der Gegend hin beordert, von woher Rauch und Staubwolken sich in gewaltiger Masse gen Himmel türmten, man wollte wenigstens sein Möglichstes thun, um dieser sonderbaren Naturerscheinung auf den Grund zu kommen. Allein die zaghafte Menge war schwer zur Besinnung zu bringen. Die Meisten verzweifelten an jeder Rettung. Viele hatten bereits ihre werthvollsten Gegenstände auf die Schiffe gebracht, welche im Hafen vor Anker lagen, und sich jeden Augenblick bereit hielten, auf und davon zu jегeln. Aber — wie gesagt — nicht alle waren von dem ungewohnten Zeichen der Natur in solche Schrecken versetzt worden, daß sie sich selber darüber vergessen hätten, vielmehr bemerkte ich mehrere würdige Männer, welche mit unerschütterlicher Ruhe in der Thür ihres Hauses standen: ein wahr-

haft herzerhebendes Bild moralischer Festigkeit mitten im Aufbruch der Elemente und der furchtsamen Menschen.

Ein solcher Mann war der Kaufmann S. aus Hamburg, welcher bei Melbourne eine Ziegelei besitzt. Ich sah ihn — etwas aufgeregt — grüßte und sodann fragte: ob nicht ebenfalls wie alle andere für seine und der Seinigen Rettung etwas zu thun beabsichtige? lächelte er und bat mich für jeder Antwort, näher zu treten und mit ihm ein Frühstück einzunehmen; dieses, meinte er, sei das beste Mittel gegen die Hitze und auch gegen die Angst — „alles Uebrige wollen wir dem lieben Gott überlassen,“ sagte er.

Ich lehnte diesen Vorschlag nicht ab, zumal ich noch nicht gefürchtet hatte und durch die gestörte Nachtruhe, sowie die Bewegung in der erhitzten Atmosphäre mich in der That auch abgespannter fühlte, als nach einer dreitägigen Reise in den Prairies meines amerikanischen Heimatlandes. „Wissen Sie,“ sagte mein Wirth, nachdem wir in die Stube getreten und auch hier von der Schwüle, die uns entgegenschlug, fast betäubt wurden, „mir kommt ein guter Gedanke in den Sinn: wir wollen nach unserm Werke fahren und daselbst in einen Schacht hinuntersteigen, der herrscht stets eine angenehme Kühlung und ich habe so manche Tag in jenen tiefen Räumen bei dem matten Lampenschimmer das heiße Klima dieses Landes und die brennende Glut der Sonnenstrahlen vergessen. Wir wollen also gleich aufbrechen und Du,“ so wandte er sich an seine Gemahlin, „packt schnell das Beste aus Deiner Speisekammer zusammen, während ich einige Flaschen guten Weins holen werde, und dann vorwärts, in Gottes Namen!“

Gesagt, gethan, bald hatten wir zu Wagen die kleine Straße Weges bis zur Ziegelei zurückgelegt, woselbst wir schon von Fern die hoch aufgebäumten Lehmhügel erblicken konnten, welche durch mühevollen Arbeit an das Tageslicht zur weiteren Bearbeitung gefördert worden waren. Mit Hilfe der Arbeiter erreichten wir den Boden einer tief ausgearbeiteten Lehmgrube, Tische und Stühle wurden schnell herbeigeführt und in größter Gemüthlichkeit nahmen wir ein Frühstück ein, welches Lucullus in seine marmornen Sälen nicht trefflicher hätte munden mögen.

Nachdem wir so bei unserer Flasche und heiteren Gespräche mehrere Stunden unter der Erde verweilt hatten, vernahmten wir plötzlich ein Geräusch, welches sogar bis zu der Tiefe, in der wir verweilten, mächtig hinunterdrang. Ich suchte einen Augenblick aber mein jovialer Wirth sagte, daß es nur die Fußtritte einer Menschen seien, von welchen das hohle Gewölbe dröhne — er müsse Jemand kommen. Und wirklich, es kam Jemand, ein Arbeiter war es, der zu uns herunterstieg, so schnell ihn seine Beine nur tragen konnten, um uns die freudige Nachricht zu bringen, — anscheinend freute er sich am meisten selbst darüber, daß — Australien nicht untergehen würde! Jene sonderbare Naturerscheinung rühre lediglich von dem heißen Winde und einem Waldbrand her; namentlich sei durch letztern ein Areal von 10,000 Quadr. Meilen zerstört und Tausende von Kindern und Schafen umgekommen! auch mehrere Menschen verbrannt. Die entsetzlichen Dampf- und Rauchwolken, welche das feurige Element in unaußhörlichem Fortschreiten gen Himmel gespien habe, seien durch den heißen Wind, welcher durch seine glühende Hitze das Unglück noch vergrößert habe, gerade nach der Stadt Melbourne getrieben worden, wo diese brandigen Dünste jene entsetzliche Angst und Verwirrung angerichtet hätten. Es dauerte nicht lange, als schmetterten Trompeten und gleich darauf erfolgte das Verles einer Proclamation des Gouverneurs, welche dieses eigenthümliche Phänomen aufklärte. Damit war alle Angst geschwunden aber dieser Tag wird darum so bald nicht vergessen sein, er führt in dem australischen Kalender den Namen:

„Der schwarze Montag.“

Der Oleander.

Es ist bekannt, daß wie die grünen Blätter unter dem Einflusse des Lichts die Luft verbessern, die Blumen solche verderben helfen. Daher die Schädlichkeit stark riechender Blumen, z. B. Jonquillen, Hyacinthen, Viole u. s. w., die besonders in Schlafstuben in hohem Grade schädlich wirken können. Daher auch das Sprichwort: „Er ist in den Bohnen,“ abgeleitet von dem Zustande der Betäubung, in welche Jemand fällt, der einige Zeit in einem blühenden Bohnenfelde geruht hat. Wir lasen neulich in der von Ule und Müller trefflich geleiteten Zeitschrift „Die Natur“, daß man auch mit dem prächtigen Oleander (*Nerium Oleander*) während seiner Blüthezeit in den Wohnstuben vorsichtig umzugehen habe. Wenigstens sind dort, wo er wild vorkommt, die schädlichen Ausdünstungen seiner Blumen mehrfach beobachtet, und es scheint, als ob der ganze Strauch nachtheilige Eigenschaften habe.

Schon bei Plinius und Galen war der Oleander als giftig verurtheilt. In unserer Zeit sind Vergiftungsfälle in Madrid und auf Corsica vorgekommen und zwar dadurch, daß man Vögel auf die mit Oleanderblättern gebateten waren. Im südlichsten Europa benutzt man das Pulver aus der Rinde als Rattengift und zur Vertreibung des Ungeziefers auf der Haut.

In Spanien ist der Oleander, wo er wild wächst, fast immer in Zeichen fieberhaltiger Luft. Besonders im Süden des Landes findet man in Thälern Sumpfe, in welchen die Schweine den Boden um die Oleander aufwühlen und wo Wechselieber herrschen. Dies wird durch den Volksglauben in Sardinien bestätigt, nach welchem die bösen Sumpffieber, die sogenannten Malaria, dort am gefährlichsten auftreten, wo die meisten Oleander wild wachsen. Freilich mögen die Sumpfe, in denen sie wachsen, das Meiste thun.

In Algier ist der Oleander mit seinen glänzenden rothen Blumen an schlangelnden Gewässern ein allerliebster Anblick; aber er wird auch dort, wo er blüht, von Mensch und Thier für schädlich gehalten, weshalb man dieses Gewächs an den Lagerplätzen ausrottet und allgemein verboten ist, Krieger in der Nähe von blühenden Oleandern bivouakiren zu lassen. Ja sogar der Honig aus den Blumen des Oleanders ist für viele unvorsichtige Fliegen tödtlich; die Bienen aber verschmähen sie.

Equipagen der Kinder.

Eine der zierlichsten und bequemsten, zugleich aber auch nützlichsten und billigsten von allen Arten von Kinderwagen sind die sogenannten „Perambulators“, welche auf drei Rädern gehen und von hinten geschoben werden. Man kann sich kaum etwas Niedlicheres denken, als diese allerliebtesten Equipagen, nichts Handlicheres für diejenigen, welche sie fahren, noch etwas Vortheilhafteres für die kleinen Lothigen und rohwangigen Insassen, die darin so gemüthlich und bequem sitzen, wie ordentliche Herrschaften.

Die Perambulators haben in kurzer Zeit so zu sagen die Welt erobert, man sieht sie massen- und haufenweise schon auf den Straßen, in den Anlagen und Parks aller deutschen und ausländischen Städte herumrädern, und wir zweifeln nicht, daß sie bald auch die kleinsten und entlegensten Dörfer erreicht haben werden. Dies ist ein ziemlich schneller Triumphzug; denn vor zwanzig Jahren war noch nicht einmal der Gedanke an den ersten Wagen der Art entstanden; die Erfindung kam vor etwa fünfzehn Jahren, wurde gesehen und siegte.

Im Jahre 1848 begab sich Mr. Charles Burton, ein englischer Lithograph, nach Amerika, wo Kindermädchen und Dienstmädchen sehr theuer sind, so daß entweder er oder seine junge Frau den lieben Erstgeborenen tragen mußten, wenn sie ausgingen. Dies war Beiden so wenig bequem, daß der Herr Papa seinen Wig anstrebte, dem Uebel abzuhelfen. So kam er auf den Gedanken, den ersten Perambulator zu construiren: eine niedliche Maschine auf drei Rädern mit einem niedlichen Sitze und einem schließenden Kinde in der Mitte. Es war ein Ereigniß für die Damen von New-York, als er zum ersten Male auf der Straße erschien. Sie fragten begierig, wo man solche hübsche Equipagen kaufen könne; aber sie erfuhren es nicht. Der Erfinder nahm sein Geheimniß auseinander, packte es ein und begab sich damit zurück nach England, diesem großen Lande der Patente, wo auch er sich sein Kinderwägelchen patentiren ließ, um womöglich ein reicher Mann dadurch zu werden. Seine Original-Equipage wurde bald wieder zusammengesetzt und erschien öffentlich in den

eine Ebene bilden und sich deshalb leicht und mit Sicherheit schieben, so wie durch ihre elegante Handhabe am hintern Theile bequem über Unebenheiten hinwegheben lassen, da der Schwerpunkt so liegt, daß der vordere Theil nur sehr wenig Last zu tragen hat. Ein solcher Wagen sollte nicht über 20 Pfund wiegen und immer einen Schirm gegen Wind und Sonne haben, den man von der Rückseite her nach vorn aufklappen kann. Wir glauben, daß ein solcher Perambulator in jeder größern Sattler- oder Wagenhandlung zu haben sei und können nicht genug auf die Vortheile desselben aufmerksam machen.

H. Beta.

Der Liebesbrief.

Die Gebieterin.

Er steht mich an, ihm zu vergeben,
Den — seit ich zürne — alle Freuden stiehn;
Er könne ohne mich nicht leben
Und sterben nicht, bevor ich ihm verziehn.

Er bittet mich — o dieses Schwören,
Dies Schmeicheln kenne ich, doch nimmerdar
Wird mich der böse Mann betören,
Ich lieb ihn nicht — ach, aber ist's denn wahr!?

Was prangen soll im Wald und Garten
Reist mit der Zeit und wird zur Zeit verwehn;
Grau ist mein Haar, ich lernte warten
Und will im Winter keine Rosen sehn.

Ich lächle nun, wenn sich ein Pärchen
Im Zauberbann der Liebe fräut und quält,
Ach, alles dies ist nur ein Märchen,
Das man nach Sonnenuntergang erzählt.

[1658]

Die Corsicanerin.

Auf dem schönen, wildromantischen Eiland Corsica, wo zwischen den grünen Bergen dunkle fable Felsen hervortragen, tosende Gebirgsgewässer von den waldigen Höhen herabstürzen, die Myrthen blühen und die Drangen duften, stand um das Jahr 1780 das französische Regiment der königlichen Marine in Garnison. In Bastia, der damaligen Hauptstadt Corsica's, welches später im Jahre 1811 diesen Vorrang dem weit kleineren Ajaccio als Geburtsstadt des großen Kaisers Napoleon einräumen mußte, hatte das Regiment seine Quartiere. Die Franzosen gefielen sich gar wohl unter dem tapfern heroischen Corsenvolke, auf der herrlichen Insel, wo ihnen die köstlichsten Früchte des Südens feilgeboten wurden, sie sich in den Mußestunden in den



Der Liebesbrief.

größeren Parks von London. Dabei legte er sich eine kleine Werkstatt an und arbeitete im Stillen an Vervielfältigung seines ersten Kinderwagens. Bald darauf erschien eines Tages der erste Kunde und kaufte sich für vier Guineen einen Perambulator. Es war der Herzog von Leinster. Von dieser Stunde an blühte das Glück des Erfinders. Jede Mutter, jeder Vater (nicht zu sprechen von dem Kindermädchen) begrüßte die neue Erfindung als die größte Wohlthat und einen ungeheuren Fortschritt gegen die alten „gezogenen“ Kinderwagen. Als nun auch die Königin von England drei solche Equipagen bestellt hatte, kurz darauf die Königin von Spanien und selbst der Pascha von Aegypten Käufer geworden waren; da konnte sich der Erfinder in seiner Werkstatt, Orfordstreet, kaum vor hohen Kunden rühren und zunächst nur wenige befriedigen, so daß er die größten Anstrengungen machen und sich mehr und mehr Arbeiter anlernen mußte, um das ihm blühende Glück möglichst beim Schopfe zu fassen. Aber die große und steigende Nachfrage ohne hinreichendes Angebot von dem einzigen Erfinder und Verfertiger wurde bald zum Unglück des Glücklichen.

Es fanden sich in kurzer Zeit mehrere Concurrenzläden von Personen ein, die denselben Namen Burton führten, durch kleine Veränderungen das Patent umgingen und für billigere Preise ähnliche aber viel schlechtere Wagen lieferten. Dadurch wurden der Erfinder und sein Geschäft bald ruiniert und er starb verarmt nach langer Krankheit in einem Hospitale, wie so viele größere Wohlthäter der Menschheit Märtyrer ihrer Erfindungen wurden. Der beste Perambulator ist noch immer der echte Burtonsche mit drei Rädern, die mit ihren drei Punkten auf jedem Wege

Vergebens ruf' ich die Gedanken,
Es pocht mein Herz, vor Sehnsucht mehr, als Groll;
Ach was ich will, verräth dies Schwanken,
Wer aber rät' mir Aermsten, was ich soll!?

Der Bote.

Gern reite ich in Sturm und Regen,
Im Nachtfrost oder Mittagssonnenschein,
Durch dichten Wald, auf Felsenwegen,
Nur muß es nicht als Liebesbote sein.

Ein Anderer wird eingeladen,
Vom Ritt sich auszuruhn beim Glase Wein,
Hier heißt's im Zimmer Ihro Gnaden
Des Winks gewärtig und geduldig sein.

Die Zeile wird für mich zur Stunde,
Und reit' ich schneller als der Sturmwind weht
Zurück dann, je nach meiner Kunde,
Zu früh' doch komm ich oder viel zu spät.

Die Alte.

Vergangen sind für mich die Tage,
Wo ich begriff des Herzens Ungebuld;
Im Schatten schreit' ich sonder Klage
Und nehm den Sonnenschein als kurze Hulb.

dichten Olivenhainen ergingen oder in den schönen Fruchtgärten von Orangen, Citronen, Mandeln und Feigen lustwandeln und im Schatten der Fächerpalmen ruhten.

Unter den französischen Soldaten befand sich ein sechzehn-jähriger Jüngling, Johann Baptiste Julius Bernadotte, der Sohn des Advocaten Bernadotte zu Pau in der Gascogne. Wol Niemand, und am wenigsten er selbst ahnte damals seine große Zukunft, daß er, der gemeine Soldat Bernadotte, einst Marschall des Kaiserreichs, Prinz von Ponte-Corvo und — König von Schweden werden würde! Der junge Mann hatte von frühest Kindheit an keine glücklichen Tage in seinem älterlichen Hause verlebt, da er von seiner Mutter gegen seinen ältern Bruder auf das Verlebensste zurückgesetzt worden. Entschlossen, sich dieser unwürdigen Behandlung zu entziehen, war er auf den Gedanken gekommen, Soldat zu werden. Heimlich meldete er sich, wurde angenommen und ging nach Corsica unter Segel, wo sein Regiment damals stand, ohne daß seine Aeltern eine Ahnung von seinem Vorhaben hatten.

Der junge Bernadotte widmete sich mit großem Eifer dem militairischen Dienste. Da die Besoldung eines Soldaten immer eine sehr kärgliche war und Bernadotte keinen Zuschuß von seiner Familie erhielt, den er niemals beansprucht und vielleicht selbst nicht einmal angenommen hätte, sah er sich gezwungen, einen Nebenverdienst zu suchen. Er fand keine andere Beschäftigung, als an der Heerstraße zu arbeiten; nahm sie jedoch an und verrichtete diese grobe und schwere Arbeit. Wenn er oft schon in früher Morgenstunde seinem Tagewerke oblag, sah er die Bäuerinnen aus den umliegenden Dörfern mit ihren reich gefüllten

Körben nach dem Markte in Bastia ziehen. Als ein fleißiger Arbeiter kümmerter er sich jedoch wenig um die Vorübergehenden. Nur einmal, da er sich zufällig umwandte, erblickte er eine Bäuerin von so außerordentlicher Schönheit, daß er wie gefesselt stehen blieb. Gleich allen Frauen in Corsica trug sie die schwere Last auf dem Kopfe. Sie hatte eine blühende, kräftige Gestalt, große, feurige Augen, Zähne weiß wie Elfenbein, die durch die dunkle Gesichtsfarbe nur noch glänzender hervortraten. Sie trug das in Corsica übliche Mandile, ein Tuch, welches die Stirn bedeckt, glatt anliegend um den Kopf gewunden wird, so daß die Haare nicht zu sehen sind und junge Mädchen vorzüglich kleidet. Bernadotte blickte ihr lange nach, bis sie seinem Auge entschwinden war. Während des ganzen Tages gedachte er der schönen Erscheinung und freute sich auf den nächsten Morgen, wo er sie wiederzusehen hoffte.

Schon früher als gewöhnlich ging er an die Arbeit, war aber weit weniger emsig und richtete oft den Kopf in die Höhe, um die Schöne zu erblicken. Nicht umsonst hatte er sich so fleißig umgeschaut. In der Begleitung anderer Bäuerinnen ging das Mädchen am nächsten Morgen dicht an ihm vorüber, ohne ihn jedoch zu bemerken. Wie gern hätte er sie angeredet, um sich länger an ihrem schönen Anblick zu erfreuen. Aber was konnte er ihr wohl sagen? Unter welchem Vorwande sie anzusprechen? Zum ersten Male seitdem er jenes Mädchen gesehen, fühlte er sein Herz heftig schlagen, es befehle ihn nur ein Verlangen, sie kennen zu lernen — hoffnungslos genug, da sie nie allein, immer in Gesellschaft anderer Bäuerinnen ging. Dennoch führte ein glücklicher Zufall die Erfüllung seines Wunsches herbei.

Nach Sonnenuntergang, als Bernadotte eben Feierabend machen wollte, sah er schnellen Schrittes eine Bäuerin den Berg heraufkommen, den ledigen Korb auf dem Kopfe, eine Spinne in der Hand und emsig spinnend. Er traute wol Anfangs seinen Augen nicht, aber doch blieb er stehen... und in der That, es war keine Täuschung, sie war es, die ersehnte Schöne. Bald hatte sie ihn erreicht, und sagte ganz unbefangen mit ihrer kindlichen Stimme: Buona sera — Evviva sioro, indem sie an ihm vorüberging. Der Soldat, der sich so bald den Marshallsstab und einen Ehren gewinnen sollte, zögerte einen Augenblick — denn das Herz ist nicht immer so kühl, als der Arm tapfer ist... in dessen war bald ein Gespräch mit dem lieblichen Mädchen angeknüpft. Bis nach dem Dorfe Carvo, auf einem Berge bei Bastia, wo das Mädchen zu Hause war, begleitete er sie. Unterwegs hörte sie von ihm, daß er ein Fremder, ein Franzose sei. Die corsische Gastfreundschaft litt es nicht, den Fremden zu ziehen zu lassen, und als man bei der Hütte angelangt war, mußte Bernadotte mit seiner schönen Führerin eintreten, herzlich willkommen von den Aeltern derselben, die ihn sogleich zu Milch und Käse einluden — den einzigen Schätzen des armen corsischen Volkes.

Von diesem Abend an war Bernadotte ein täglicher Gast in der Hütte der schönen Giulia. Glückliche Stunden für den Jüngling, der die erste Liebe nährte! Zur bestimmten Zeit, wenn Giulia nach Sonnenuntergang ins Dorf zurückkehrte, nachdem sie ihre ländlichen Waaren in die Stadt gebracht, erwartete sie Bernadotte, um sie zu begleiten. Und nach eingemommener Mahlzeit ging Giulia allabendlich, jetzt immer in der Gesellschaft ihres Geliebten, nach dem Brunnen, der am Ende des Dorfes lag, um Wasser zu schöpfen. In den Ländern des Südens ist bekanntlich der Brunnen von Morgens bis Abends von Gruppen Wasser schöpfender Frauen und Kinder umlagert und gleichsam die Quelle der Poesie und der heitern Geselligkeit. Wie reizend war Giulia, wenn sie mit dem ebernen, zweifelhaflichen Wassergefäße auf dem Kopfe nach dem Brunnen hinabstieg, ein heiteres Lächeln auf ihrem lieblichen Antlitz spielend, da ihr Auge auf dem Jünglinge an ihrer Seite ruhte! Und Hand in Hand saßen sie beisammen, lachten und scherzten, das Wasser plätscherte zu ihren Füßen und machte die Musik zu ihrem glückseligen Geplauder.

Nach einiger Zeit war Bernadotte um das Mädchen, aber der Vater, ein für Corsica's Verhältnisse schon wohlhabender Bauer, verweigerte dem armen Soldaten, der als Tagelöhner arbeitete, die Hand seiner Tochter. Wunderbar ist das Schicksal der Menschen und tief verborgen im dunklen Schooß der Zukunft! — Hätte das Bauermädchen Giulia den gemeinen Soldaten und Tagelöhner Bernadotte geheiratet, wäre sie Königin von Schweden und Mutter von Prinzen und Prinzessinnen geworden! Aber sie ward die Frau eines Bauern in Carvo, trug ihr Lebenlang schwere Lasten auf dem Kopfe nach der Stadt und ging Morgens und Abends an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Ihre Kinder, anstatt Kronen zu tragen, sind Bauern und Bäuerinnen geworden. Bernadotte, dessen Gesundheit sehr angegriffen war, kehrte nach zweijährigem Aufenthalt in Corsica nach Frankreich zurück. Sein späteres Leben gehört der Weltgeschichte an. Ob Giulia auf ihrem abgelegenen Eiland jemals von der glänzenden Zukunft ihres ersten Geliebten gehört, davon weiß die Geschichte nichts zu sagen. [1652]

Die Gärten der Reichen und die Gärten der Armen.

Wäre ein Wald in der Nähe gewesen, so hätte ich ihn aufgesucht nach der langen Wanderschaft durch die Felder, auf dem Getreidefeld des Jahres im Strahl der Spätsommerhitze der Sichel entgegenreite. Der Waldschatten umfängt uns traulich kühl, nicht frostig abweisend, der Mutterruf der Natur dringt vernehmbarer, weil unmittelbarer an unser Herz unter dem freien Waldesdach, wenn der Fuß über weichen Moostepppich schreitet, als unter dem Schatten der wohlgepflegten Bäume eines Parkes, um welche der Geist der Berechnung stets einigermaßen erkältend schwebt.

Doch es gab keinen Wald bei dem kleinen Landstädtchen und so war der Park mir willkommen, dessen offene Pforte gastlich genug zum Eintritt aufforderte.

Ich durchschritt langsam einige der schattigsten Wege des mir bekannten Gartens und ließ mich nieder auf einen etwas erhöhten Platz neben der glattstämmigen Platane, wo man ein schönes Bild des sanft sich senkenden und wieder aufsteigenden Terrains aufnimmt, welches durch die stattliche Fronte des Herrenschaufes für das Auge einen angenehmen Abchluß erhält.

Tiefe Ruhe herrschte im Park heute wie immer, denn der Besizer liebt es nicht, daß das Geräusch des werththätigen Lebens zu dieser Stelle bringe, die dem Cultus des sinnigen Naturgenusses geweiht ist.

Sägemühle, Brennerei, Ziegelofen und Scheunen sind weit hinaus verwiesen, und nur der Rauch, der aus dem Goldgrunde des Abendhimmels eine Weile in schärferen Umrissen sich zu dicken grauen Wolken aneinanderlegt, nur dieser wirft einen Gruß der industriellen Betriebsamkeit in die vornehme Ruhe dieses Kunstgartens.

Der Besizer wendet jährlich Tausende an Verschönerung und Erhaltung desselben. Ein herrliches Stückchen Erde, dieser Park. Anmuthvoll, wie ein mit Liebe gehegtes, wohlgezogenes Menschenkind, umfloßen von jener hebeivollen Ruhe, welche ein Wesen kennzeichnet, das keine Frohdienste zu verrichten hat, von dem nur gefordert wird, daß es schön sei, nicht daß es nütze!

Die weiten Nasenplätze fesseln unwiderstehlich den Blick an ihre grüne sammetweiche Fläche, deren edle Farbeneinheit kein verwegenes Gänseblümchen durch sein Dasein unterbrechen darf. Ein Taurus steht einsam auf dem Nasenabhange unsern des Weibers und seine dunkeln Zweige legen sich wie schwarze Schatten auf den grünen Teppich. Ein Gärtnerburche rudert in der grün- und weißbemalten Gondel über den Weiser, in dessen klarem Spiegel die Weiden des Ufers ihre langhaarigen ergrauten Häupter beschauen und Schwäne ihre blendenden Gefieder fühlen.

Gewaltige Baumriesen, die wol hunderte von Lenzen erlebten, beschatten mit ihren Aesten die Wege, breit genug für das muthige Biergespann einer Siegesgöttin.

Der gelbe Kies knirscht unter den Füßen der Lustwandellenden, die Schleppen seidener Gewänder rauschen. Kinderlächeln hüpfen über den Nasen, den Schmetterling zu haschen am Magnolienstrauche und Vergißmeinnicht zu pflücken am Bassin, wo der marmorne Triton aus seiner Muschel Wasser in die Luft sprengt.

Je mehr der Tag flieht, um so weißer leuchten die Stämme der Birkengruppen zwischen den dunkeln Buchen, das Sichörbchen huscht an den knorrigen Stämmen auf und ab, im Lieberbusch nahe am Schloß beginnt eine Cister die Stimme zu erheben und die Asten grüßen das schwankende Abbild der Mondfischel, das in ihre Wasserheimat fällt, mit traurigem Gesang.

Das ist ein Garten, ein einziger Garten, einer von den schönen Gärten der Reichen!

Ich verließ den Garten und ging, den städtischen Theil des Dorchens vermeidend, die Dorfstraße entlang bis zum letzten Hause, um dann über die Felder den Rückweg ins Pfarrhaus, meine zeitweilige Heimat, anzutreten.

Jenes Häuschen, am Dorfsende, gehört einem Tagelöhner, der außer diesem noch eine Frau und sechs Kinder sein nennt. Das ist sein ganzer Besitz. Doch nein — nicht sein ganzer. Dicht neben dem Häuschen ist noch ein Gärtchen. Wie ein dreizüßiges Thier — die Stellung des Hauses und die Biegung der Straße bedingt diese Form — hängt das kleine Gärtchen an dem kleinen Häuschen, von dem Wege durch kreuzweis gesteckte Weinpfläzchen.

Dieses Gärtchen — wer konnte es ohne Nührung sehen, zumal bei der Rückkehr aus dem herrschaftlichen Park! — Hier, in dem Tagelöhnergärtchen ist kein Fleckchen Boden unbenutzt. Der Arme fordert viel von den wenigen Fußbreit Erde, die ihm gehört, aber die Erde ist zu geben geneigt. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Willfährigkeit sie, die gute Mutter, auf beschränktem Raume über ihre arbeitsamen Kinder das Füllhorn des Segens ausschüttet.

Kein Pfläzchen ist unbenutzt. Um den Stamm des Fliederbaumes in der Jaunede sogar schlingen sich Bohnenranken; an der Wand, auf fußbreitem Brett, stehen Hirsestauden bis hin zur Hausthür, wo einige hochgewachsene Abkömmlinge türkischen Weizens vornehm auf das heimische Getreide niedersehen. Wie eine Unterthanen-Deputation vor einem Gewalthaber alten Stils — so demüthig steht die Colonne der Hirsehalme vor dem Mais. Ein fließendes, fast klingendes Getöse erhebt sich, wenn der Wind durch die tiefsengleiten, fruchtschweren Häupter streicht, und die breiten scharfen Blätter der ausländischen Weizenstauden geben rauschende Antwort.

Derartige Gedanken sind es zwar nicht, welche die Bewohner des Häuschens ihrem Garten zuwenden; solche überlassen sie den müßigen Spaziergängern, die nichts Anderes und Besseres zu thun haben, denn die ganze Tagelöhnerfamilie ist theilhaftig an der Arbeit für den Garten.

Der Vater bessert des Sonntags, wenn er nicht auf Arbeit geht, den Zaun aus, schnitt die hölzernen Klappern, welche die Sperlinge von der Hirse zu verschrecken haben; die Kinder müssen Acht geben, daß Nachbars Hühner nicht herüber kommen, müssen die Abfälle von den vorüberfahrenden Düngewagen auf das Gurdentbe tragen und aufpassen, daß des Schlächters großer Hund nicht über den Zaun setze und die Zwiebeln aus der Erde reiße.

Am meisten hat natürlich die Mutter zu thun mit dem Garten, aber sie thut Alles gern, denn der Garten nährt fast allein die ganze Familie; sie hat ihn angelegt mit eigener Hand und in dieser ihrer Schöpfung keinen leeren Raum gelassen, man müßte denn den fußbreiten Steig, der das Hirsebeet von den andern Beeten trennt, dafür annehmen, was bei der Unvermeidlichkeit desselben ein offenkundiges Unrecht wäre.

Es sind sogar noch andere handbreite Steige, uneingeweichten Augen nicht erkennbar, vorhanden, welche das Mohrrübenbeet von dem Zwiebelbeet, Salat und Gurken von der Petersilie trennen, die Eigenthümerin und Pflegerin des Gartens aber erkennt und kennt sie. Sie kennt jede Stelle des Gartens; kein Salatpflänzchen sproßt unbemerkt, keines wird vergessen, kein Wassertropfen wird verschwendet, auch das im Haushalt gebräuchte Wasser noch als Labertrunk für Kohl- und Salatpflanzen benutzt.

In diesem Gärtchen gibt es keine übersehenen Existenzen, nicht einmal Antraut, denn dieses wüßte wahrlich nicht, wo es zwischen den vielen guten Sachen, die dicht gedrängt neben einander stehen, hier Platz finden sollte.

Den Kindern ist nur unter Aufsicht der Eintritt in den Garten gestattet; den Stachelbeerstrauch, der neben dem Fliederbaume stand, hat der Vater herausgenommen und auf den Hof gepflanzt, weil die naschhaften Kinder dabei für viele Groschen Petersilie zertraten.

Alle Käufer werden von der Hausfrau selbst bedient, denn nur sie weiß, an welcher Stelle die Rüben ausgezogen oder die Salatköpfe abgeschnitten werden müssen, zum Nutzen des Nebenwuchses.

Als ich vorüberkam an dem Tagelöhnerhause, hatte schon Abenddämmerung sich über das Gärtchen gelagert, in welchem das matte Gelb der reisenden Bohnen, die hohen Stauden des Rabiesensamens verriethen, daß der Höhepunkt des Jahres bereits überschritten sei. Eine Stockrose, des Gartens einzige Blume als Samentorn vielleicht vom Winde dahin getragen, verdeckte mit ihren großen Blättern und weißen Blüten fast die stattlichen Maisstauden. Es sahien, als wolle das Gärtchen nach des Sommers treu vollbrachter Arbeit, zum Feierabend eine Blume sich an den Busen stecken.

Ich grüßte die Kinder, die am Wege vor der Thür im Sande spielten und bog um die Ecke des Dorchens, wo an den weitüberhangenden Aesten des Fliederbaumes die Trauben sich dunkel färbten. Die Maisblätter riefen sich schrillend an der Lehnwand des Häuschens, die Klapper auf dem Hirsebeet drehte sich

knarrend beim Hauche des Windes, der jetzt vielleicht im beschaftlichen Park der Neolsharfe auf der Platane jene unirdische Klänge entlockte, die, selbst melodienlos, die Seele mit Melodie überfluthen.

Erde, wie freundlich bist du deinen Kindern allen — dem die dich schmücken und dir huldigen als Fürstin, wie denen die dich nur schätzen und kennen als Ernährerin. Im Garten der Reichen, im Garten der Armen und — auf dem Acker Gottes bist du, ob scheinbar verschieden, doch stets dieselbe: unsere schön-nährende, tröstende Mutter! [1587]

Farben-Harmonie. Von Rudolph Adams.

Unter allen Erscheinungen in der Körperwelt gibt es kaum eine, welche in innigerer Beziehung zur Seele des Menschen stände, als die der Farben, aber auch keine, deren tiefe Bedeutung weniger erkannt und deren ästhetische Behandlung demzufolge mehr vernachlässigt worden wäre.

Frägt man nach der Ursache solcher Vernachlässigung, so läßt sich kein anderer Grund angeben, als daß die Farben nie abgesondert für sich, gleich den musikalischen Tönen, sondern stets als ein anderes Körperhaftes gebunden auftreten, wenn man von einigen phantomartigen Erscheinungen absteht, wie jene des Regenbogens, der prismatischen Brechung u. s. w.

Wir können uns die Körperwelt so wenig ohne Farben denken, ja, wir sind so gewöhnt, letztere nur als eine Eigenschaft des Körper zu betrachten, daß uns der Gedanke ganz und gar fern liegt, diese lieblichen Kinder des Lichts könnten eine selbständige Bedeutung haben. Deshalb übersehen wir, was in denselben so mächtig auf unsere Empfindung wirkt, erkennen nicht die oft außerordentlichen Wandlungen, welche durch Farben in unserer Stimmung herbeigeführt werden, schreiben diese vielmehr durchaus anderen Ursachen zu.

Denn während die Musik schon früh zu einer wissenschaftlich begründeten Theorie gelangte, hat es die Farbenkunst heute kaum über die ersten Anfänge einer dürftigen Beobachtung hinausbringen können. Für die meisten Menschen sind die Farben noch immer etwas ganz Zufälliges und deshalb in ihrer Verwendung Willkürliches — eine Anschauung, die nothwendig die weitverbreitete Ansicht zur Folge haben mußte, daß ihre Behandlung lediglich Sache des individuellen Geschmacks sei und nicht auf bestimmte Gesetze zurückgeführt werden könne.

Und dennoch drängt sich uns bei nur oberflächlicher Betrachtung der großen Analogie, welche zwischen den Farben und musikalischen Tönen besteht, unwillkürlich der Gedanke auf, daß bei einer so merkwürdigen Uebereinstimmung der physikalischen Natur, auch die, durch die beiden Arten von Tönen hervorgerachte psychische Wirkung, d. h. der Eindruck beider auf die Empfindung, auf die Seele, ähnlich sein müsse.

Wenn auch der französische Jesuit, Vater Castel, im vorigen Jahrhundert, von dem Glauben an die ästhetische Kraft der Farben durchdrungen, in dieser Beziehung zu weit gegangen, indem er die Analogie der beiden Tongebiete derart ausdehnte zu dürfen glaubte, daß er ein Farbenclavier construiren wollte, durch welches ähnliche Wirkungen auf die Seele hervorgerufen werden sollten, wie durch ein solches musikalisches Instrument: so steht wenigstens so viel immer fest, daß durch eine verständige, gefesmäßige Behandlung der Farbensphäre das Gemüth in jede Stimmung versetzt werden kann. Aber um die Empfindung durch Farbentöne zu beherrschen, wie sie der Tonkünstler durch musikalische Töne beherrscht, muß nach Gesetzen verfahren werden, die aus der Natur des Lichtes und der Farben entwickelt und somit wissenschaftlich begründet worden sind.

Das allgemeine Gesetz der Harmonie liegt schon vollständig in der Bezeichnung des Begriffs durch das Wort ausgebracht: Harmonie, Zusammenklang, Zusammenstimmung, läßt eine Verschiedenartigkeit von Theilen voraussetzen, die sich zu einem Ganzen verbinden. Das allgemeine Gesetz der Harmonie ist demnach zugleich das erste Gesetz aller Schönheit und schönen Kunst überhaupt, nämlich Mannichfaltigkeit in der Einheit.

Wir hätten demnach nur die Verschiedenheit der Töne im Farbengebiet festzustellen und die Bedingung zu erforschen, unter der sich diese Mannichfaltigkeit zu einer Einheit, zu einem Ganzen verbindet.

Bei der aufmerksamen Betrachtung einiger Naturerscheinungen ist es nicht allzu schwierig, die beiden verlangten Momente für die Farbensphäre zu bestimmen — sie liegen klar ausgesprochen vor uns in dem schönen Phänomen des Regenbogens und in dem noch prächtigeren des prismatischen Sonnenbildes.

Es ist eine hinlänglich bekannte Thatfache, daß sich der weiße Lichtstrahl unter gewissen Umständen in unzählige farbige zertheilt; haben unsere freundlichen Leserinnen doch gewiß schon häufig Gelegenheit gehabt, sich an dem ebenso lebhaften, als harmonischen Farbenspiele des durch die sogenannten Prismen an den Armluchtern unserer Ball- und Concertsäle gebrochenen Lichtes zu ergötzen. Brillanter noch tritt die Erscheinung auf, wenn das Sonnenlicht einen solchen dreieckigen Glaskörper durchdringt. Das entstandene Farbenspiel, Spectrum genannt, zeigt dieselben Farben, wie der Regenbogen, nur zu einem schönern Ganzen vereinigt.

Dieses kleine farbige Sonnenbildchen nun kann und soll unser Lehrmeister bezüglich der Gesetze der Farbenharmonie werden — es zeigt uns nämlich die ganze Mannichfaltigkeit reiner Farben, die im Farbengebiet möglich ist und lehrt uns auch die Bedingung kennen, unter welcher sie zur Einheit gebunden wird.

Was zunächst die Mannichfaltigkeit, d. h. die Verschiedenheit der Töne betrifft, die uns im Sonnenfarbenbilde entgegen treten, so tragen nur drei von ihnen einen durchaus verschiedenen Charakter, nämlich die Farben: Roth, Gelb und Blau. Alle übrigen sind aus diesen dreien zusammengesetzt oder lassen sich aus denselben mischen — die meisten Farben sind daher mit einander verwandt. So geben Roth und Gelb Orange; Gelb und Blau Grün; Blau und Roth Violet, wenn die Farben jedesmal zu gleichen Theilen vorhanden sind; zu ungleichen Theilen mit einander verbunden entstehen Gelborange und Rothorange; Gelbgrün und Blaugrün; Blauviolett und Rothviolett u. s. w. in allen nur möglichen Nüancen.

Roth, Gelb und Blau sind demnach die Elemente der Mannichfaltigkeit im Farbengebiet und diese wenigstens müssen in einer harmonischen Zusammenstellung vorhanden sein, wenn dem Begriffe der Mannichfaltigkeit entsprochen werden soll.

Die zweite Frage: wie die Einheit in einem solchen Farbengebiet herzustellen sei, beantwortet uns das kleine Farbensbildchen ebenfalls: die verschiedenen Farben müssen in einem Massenverhältniß auftreten, daß sie vereinigt weißes Licht bilden würden, d. h. als farbige Strahlen.

Die Bestimmung dieses Verhältnisses erscheint auf den ersten Blick schwierig; die große Empfindsamkeit unseres Gesichtsinnes erleichtert jedoch die Aufgabe wesentlich; denn derselbe wird sogleich durch ein allzustarres Vordringen der einen oder andern Farbe unangenehm berührt, und läßt bei einiger Uebung das „Zuviel“ und auch das „Zuwenig“ eines Tones mit Leichtigkeit erkennen.

Gleichgewicht der verschiedenen Theile, so daß sich keiner über den andern vorbrängt, also Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, bedingt die Einheit, welche außerdem noch eine gewisse Folge der Töne nach dem Grade ihrer Verwandtschaft verlangt, wenn eine größere Anzahl von Farben combinirt werden soll.

Das Sonnenbildchen lehrt uns aber ferner, daß sich die Mannichfaltigkeit der Töne nicht bloß auf ihre Verschiedenheit in Farbe allein beschränken darf, sondern daß auch in Bezug auf Hell und Dunkel Abwechslung stattfinden muß und dabei wird der Totaleindruck, die Idee der Einheit, im Spectrum noch besonders dadurch verstärkt, daß sich die größte Lichtstärke im Mittelpunkt des Bildes concentriert.

So sehen wir im prismatischen Sonnenbilde ein auf das Reichste gegliedertes, mit allen Elementen der Mannichfaltigkeit ausgestattet und zur schönsten Einheit verbundenes Ganze oder das vollkommenste Ideal einer Vereinigung ungetrühter Farben; es stellt den höchsten Effect eines energischen Farbenlebens dar.

Da sich aber die Empfindung nicht lange auf der Stufe höchster Erregung ohne Abspannung und Aufreißung zu erhalten vermag, so darf ein so kräftiges Farbenleben, wie das des prismatischen Sonnenbildes, nur sehr spärlich zur Anwendung kommen, wenn es dauernd ergötzen und befriedigen soll. Die weise Mutter Natur läßt deshalb in der Schöpfung solche energische Farbeffecte selten auftreten — sie bilden gewissermaßen nur lebende Mittelpunkte in einer sonst ruhigen Umgebung, gewinnen dadurch erhöhten Reiz, ohne zu beunruhigen, wodurch die Dauer des Genusses gesichert wird. Hieraus können wir die wichtige Lehre ziehen, uns vor dem „zu Buntent“ zu hüten.

Harmonie kann in jeder Zahl von Farben stattfinden, denn schon zwei an bis zum Vereine aller kann der obengenannten Bedingung der Mannichfaltigkeit in der Einheit genügt werden, in jeder Zahl die drei Elemente Roth, Gelb und Blau, in dem erforderlichen Massen- oder Gleichgewichtsverhältnis, enthalten ein Können.

Bei zwei Farben sind es die sogenannten Complementär-farben (Farben, die sich zu weißem Lichte ergänzen), welche harmonische Verbindungen liefern. Solche Complementär- oder harmonische Farben sind: Roth und Grün; Gelb und Violett; Blau und Orange; Gelborange und Blauviolett; Rothorange und Blaugrün; Gelbgrün und Rothviolett u. s. w.

Versuchen wir aus diesen ganz allgemein aufgestellten Gesichtspunkten einige Regeln und Gesetze abzuleiten, welche die Farben in sogleich praktisch, sei es bei der Wahl der Toilette, sei es bei der Farbengebung von Sidererien oder dem Arrangement der Zimmer, Möbeln, Gardinen zc. verwerthen kann. Die Farbenharmonie gibt uns also folgende für alle Fälle gültigen Vorschriften:

- Erstens: In einer harmonischen Farbenverbindung müssen wenigstens die Elemente der Farbenmannichfaltigkeit: Roth, Gelb und Blau erkennbar vorhanden sein;
- zweitens: darf sich keins dieser Elemente vordrängen, also

nicht zu massenhaft oder stark auftreten, sondern jedes muß sich im Ganzen auflösen;

Drittens: muß die Mannichfaltigkeit der Töne ebensowol die Verschiedenheit rüchlich des Hellen und Dunkeln betreffen, als die Abwechslung der Farben;

viertens: sollen die Töne in reicheren Zusammensetzungen möglichst nach dem Grade ihrer Verwandtschaft, etwa wie im prismatischen Sonnenbilde oder im Regenbogen geordnet erscheinen, wenn man eine vollkommene Befriedigung erzielen will;

fünftens: sind reine Farben nur spärlich anzuwenden und diese, sowie die hellsten und lichtstärksten, denjenigen Theilen zuzuwenden, auf welchen das Auge vorzugsweise hingelenkt werden soll, also den wichtigsten, die gleichsam den Mittelpunkt der Erscheinung bilden.

Wir werden in den folgenden Nummern dieses Blattes auf das Specieellere unseres Gegenstandes eingehen und dann diese allgemeinen Andeutungen an einzelnen Fällen, in welchen sie vorkommen können, klarer machen. Man wird Wirkungen dieser Art niemals mit dem Zirkel abmessen können: es kommt nur darauf an, den Sinn und das Verständniß für diese Seiten einer schönen Aeußerlichkeit zu wecken und ihr einige unsehlbare Haltpunkte zu geben. Wir werden daher zeigen, daß im Farbengebiet ebenso wie in der musikalischen Kunst jeder Gemüthston angeklungen werden kann; daß es dort wie hier Accorde, Consonanzen und Dissonanzen, Grundton und Tonarten, Dur und Moll u. s. w. gibt und lehren, wie die Farbenharmonie in den gegebenen Fällen, die wir oben nur angedeutet haben, nämlich bei der Toilette, den weiblichen Handarbeiten und der Zimmer-einrichtung in Anwendung zu bringen ist. Denn was wäre der Nutzen der Wissenschaft, wenn sie uns nicht einen Leitfaden für das Leben, ein Mittel an die Hand gäbe, es vernünftig zu genießen und uns und Anderen zu verschönern? [1647]

Die Mode.

Wo immer wir uns umblicken, in den Salons oder auf den Promenaden, begegnen wir den originellsten Gegensätzen in der Toilette. Jene Dame huldigt der Antike, diese dem Rococo — und nicht Wenige vereinigen in ihrer Tracht beide Style. Wir wollen als Beispiel die Toilette einer vornehmen Dame beschreiben: Eine Keilrobe von schwerer, weißer Seide mit langer Schleppe. Den Saum des Kleides ziert ein breiter Volant aus weißem Tarlatan, am untern Rande durch eine ganz schmale Weißenguirlande aus farbigen points (dentelle de Giberville) begrenzt. Die decolletirte, gleichartig geschmückte Taille ist durch ein Gemisct von ähnlichen weißen Spitzen vervollständigt; darüber ein Peplos mit lang herabhängenden, weiten, geschlitzten (griechischen) Aermeln von weißem Tarlatan, um die Taille von einem runden Gürtel zusammengehalten, den, wie das Peplos, am Außenrande künstliche Spigenveilchen garniren. Die Friir im griechischen Styl durchwindet eine doppelte Veilchenkette. Gewiß eine distinguirte Wahl, doch die Mehrzahl unserer Leserinnen wird weniger blendende Toiletten vorziehen. Hier sind zwei anmutige für junge Mädchen. Ein Anzug von grauem Foulard: langer, das heißt nicht ganz bis zur Erde reichender Jupon mit grüner starker Corde eingerandet; das bedeutend kürzere Kleid am untern Rande in tiefe Vogen ausgeschnitten, welche mit grünem Taffet eingefast sind, vorn durch große

grüne Knöpfe geschlossen, an beiden Seiten durch eine lange, mit dem Kleide übereinstimmend garnirte Batte gefasst; dazu ein kurzer sackförmiger Paletot mit Spauletten anstatt der Aermel und gleich der Robe in Vogen garnirt. Runder Hut von grauem Stroh mit grünem Schleier und einem Tuff grauer Weinbeeren geschmückt, welche letztere auch als Grelots den Außenrand des Hutes zieren. Man findet neuerdings viel Gefallen an solcher Garnitur und verwendet dazu alle Arten von künstlichen Beeren. Der andere Anzug wäre ein Jupon von hellpensee Foulard, am untern Rande durch einen sehr breiten, schmal gefalteten Volant ergänzt, den oberhalb drei schmale Säume begrenzen; Kleid und anschließender Paletot von weißem Foulard mit kleinem Klein in pensee Farbe, beide am untern Rande in große Zacken ausgeschnitten und mit Schrägstreifen von pensee Taffet garnirt, das Kleid an der linken Seite gefasst, der Paletot durch einen Gürtel von pensee Taffet geschlossen. Hüthen von pensee Cröpe, eine Dahlia imitirend, rings am Außenrande mit weißen Beeren-grelots geschmückt, mit weißen, leichtgeschlungenen Bändern an der linken Seite unterhalb des Chignons befestigt. Ein geschmackvoller Anzug für ältere Damen wäre eine Keilrobe mit Schleppe von braunem Taffet mit helleren und dunkleren Streifen, ein Sackpaletot von schwarzem Kaschmir mit weiten, offenen (griechischen) Aermeln, ganz mit schwarzen Perlen übersät und mit Passementerie garnirt, Panchonhut von schwarzem Tüll, mit Perlen und mit einer Rose in braunem Laub geschmückt.

Aus diesen Beispielen erhellt, daß die langen Kleider sich mit den kurzen in die Herrschaft theilen, daß die kurzen — wenn auch nicht allgemein angenommen, weil sie nicht zu jeder Gelegenheit passen, doch sehr beliebt sind und besonders von jungen Mädchen und Frauen zur Promenade oder Reise, im Badeorte oder auf dem Lande gern getragen werden. Für Besuchstoilette, wie für ältere Damen überhaupt bleibt die langschleppige Keilrobe angemessen. Dieselbe wird unterstützt durch einen ganz keilförmig mit etwas Schleppe geschmittenen Jupon von Roßhaar, welchen ein feiner Stahl- oder Fischbeinreifen am untern Rande, im Uebrigen zwei etwa 12 Cent. breite getollte Volants vervollständigen, von denen der untere auf dem Vorderblatte beinahe glatt, nur leicht angehalten befestigt ist, der zweite bis zu den Seitennähten des Rockes reicht, das Vorderblatt also gänzlich frei läßt.

Wie wir schon erwähnten, scheint man, der einfürmigen enganschließenden Aermel müde, zu den weiten, offenen Aermeln zurückzukehren, ja sogar, ganz im Charakter der griechischen Tracht, den lang herabhängenden, geschlitzten Aermel annehmen zu wollen. Letzteres dürfte namentlich für die Confections der nächsten Herbst- und Winterfajon Mode werden. Bis jetzt sieht man die weiten Aermel zuweilen an kurzen Paletots (siehe Modenbild Seite 281 des Bazar) und an den Pepsos, welche für große Toilette so beliebt sind und sowohl als Schoof mit rundem Gürtel, wie auch mit niederartiger oder hoher gefalteter Taille getragen werden; im letztern Falle reichen die geschlitzten Aermel bis zum untern Rande des Pepsos hinan.

Neu ist das kurze Jäckchen „Sultana“, welches nicht nur der Aermel, sondern auch der Seitenteile ermangelt, so, daß Rücken- und Vordertheile am untern Rande durch eine kurze Spange zusammengehalten sind. Gewöhnlich aus farbigem oder schwarzem Taffet, auch aus Kaschmir, ist das Jäckchen durchweg mit Perlen oder Schmelz gestickt und mit Passementerie, Perlenborte, türkischer Lyke oder dergl. besetzt. [1657] Veronika v. G.

Offizielle Mittheilungen

des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Die Organisation des Vereins.

Die hohe Bedeutung der Frauenarbeit für unsere socialen Verhältnisse, die dringende Nothwendigkeit der Erziehung der Frau in einer für gewerbliche Thätigkeit befähigenden Weise ist in einigen früheren Nummern des „Bazar“ in eingehender und überzeugender Art durch einen Artikel des Professor von Holken-börff dargezogen worden. Dieser Aufsatz hatte einen doppelten Zweck. Er wollte zuvörderst der gesammten Frauenwelt eine hochwichtige Wahrheit ansprechen, eine ernste Mahnung an das Herz legen durch die Stimme des in derselben vererbtesten und beliebtesten Blattes; dann aber sollte er auch gewissermaßen die Einführung und Eröffnung sein für diejenigen Mittheilungen, welche der „Bazar“ fortan regelmäßig über das Wirken des zu Berlin bereits ins Leben getretenen Vereins bringen wird, um auf diese Weise zu zeigen, wie man auch anderwärts derartige Vereine gründen und organisiren könne. Eingedenk dieses Zweckes berichtete der Aufsatz über Entfaltung, Motive und Ziele des Vereins, erklärte deutlich und bestimmt, worauf es ankommt, was angestrebt und erreicht werden muß. Die Leserinnen wissen somit, was der Verein will, und was sie von ähnlichen Vereinen, die etwa an anderen Orten ins Leben gerufen werden, zu erwarten berechtigt sind; es soll nun unsere Aufgabe sein, sie zu unterrichten, auf welchem Wege solche Vereine die theoretisch entworfenen Pläne praktisch am Besten auszuführen im Stande sind, ihnen mit einem Worte ein Bild von der Organisation unseres Vereins zu geben.

Ausführung der gefaßten Beschlüsse zu unterstützen. Der Vorstand wiederum hat als vollziehende Gewalt die obere Leitung aller Vereinsangelegenheiten, er ist aus den Ausschußmitgliedern und durch dieselben erwählt, nimmt an allen ihren Sitzungen mit gleichem Stimmrecht Theil und besteht aus fünf Personen: dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, dem Schatzmeister, dem Secretair und dem stellvertretenden Secretair. Zu den Geschäften des Secretariats kann nach den ausdrücklichen Bestimmungen des Statuts auch ein weibliches Vereinsmitglied berufen werden, was auch in Ansehung der Tendenzen sogleich für das erste Lebensjahr des Vereins geschehen ist.

Soviel von der Regierung und Vertretung des Vereins; was die innere Verwaltung für alle Zweige seiner Thätigkeit angeht, so wird dieselbe hergestellt durch mehrere aus Männern und Frauen bestehenden Commissionen oder Comités, von denen jedes einzelne seinen besondern Vorsitzenden und Schriftführer, wie seinen abgegrenzten Wirkungskreis hat, die aber wiederum unter einander, wie mit dem Ausschusse und Vorstände in enger und lebendigster Beziehung stehen.

Die Commission für Unterrichtsanstalten, welche wir als erste in der Reihenfolge betrachten wollen, hat ihr Augenmerk zu richten auf Beförderung von Lehranstalten zur Heranbildung der Frauen für den commerciellen und gewerblichen Beruf. Die gegenwärtige Zusammenfassung dieser Commission ist eine sehr glückliche zu nennen, indem daselbst ausgezeichnete männliche und weibliche Pädagogen, praktische Geschäftsleute und edle, gebildete Hausfrauen einander helfend und fördernd die Hände reichen, das Feld ihrer Thätigkeit ist bereits ein recht erfreuliches und fruchtbringendes durch das bereits erwähnte Handels- und Gewerbe-Institut des Professor Element. Nur ungern versagen wir es uns, über Zweck, Einrichtung und Fortschritte dieses zeitgemäßen Unternehmens hier ausführlich zu berichten, thun dies jedoch in Rücksicht auf eine bereits vorbereitete und demnächst im „Bazar“ erscheinende detaillirte Beschreibung desselben. Für heute sei nur erwähnt, daß den Mitgliedern der Unterrichtscommission eine beratende Stimme bei Aufstellung des Lehrplans des Institutes zu steht, daß sie den Prüfungen der aufzunehmenden und zu entlassenden Schülerinnen beizuwohnen und über Verleihung der Freistellen zu entscheiden haben. Je größere Ausdehnung das Institut gewinnt, je mehr derartiger Bildungsanstalten durch den Einfluß und die Bemühungen des Vereins ins Leben treten, eine um so größere und erprießlichere Wirksamkeit wird dieser Commission zu Theil werden.

Von nicht minder hoher Wichtigkeit ist die zweite Commission für Begründung von Kauf- und Ausstellungslocalen für weibliche Handarbeiten und Kunstgegenstände. Es ist eine allseitig bekannte traurige Thatsache, daß die oft sehr mühsamen und kunstreichen Erzeugnisse der Nadel für die Fertigerinnen einen überaus kärglichen Lohn abwerfen, während sie in den Magazinen ganz anständig bezahlt werden und selbst dem Zwischenhändler noch erheblichen Gewinn bringen. Die Commission hat den Zweck, die arbeitenden Frauen direct mit dem Publikum in Verbindung zu bringen, sie die Früchte ihres Fleißes unverkümmert genießen zu lassen und sie hat, Dank der rastlosen, unermüdeten Thätigkeit ihres Vorsitzenden, bereits einen großen Schritt diesem schönen Ziele entgegengethan, indem seit dem 24. Mai dieses Jahres in Berlin ein solcher Bazar eröffnet worden ist.

Wer, wie die Schreiberin dieser Zeilen, einmal selbst fremd und allein stehend als arbeitende Frau nach einer großen Stadt gekommen ist; wer es erfahren hat, wie schwierig es ist, eine gute passende Wohnung, einen gesunden, nahrhaften Mittagstisch zu erlangen, wie man auf alle Weise dabei verhöhnt, gekränkt, beleidigt und schließlich überfordert wird; der wird mit inniger Dankbarkeit auf die dritte Commission blicken, deren Aufgabe ist, selbständig beschäftigten weiblichen Personen passende Gelegenheiten für Kost und Wohnung zu vermitteln und sie dadurch zu schützen gegen Benachtheiligung in wirtschaftlicher und sittlicher Hinsicht. Die Thätigkeit dieser Commission kann und wird nie so fühlbar hervortreten, wie die der andern, sie wird deshalb von mancher Seite nicht nach Gebühr gewürdigt werden; nichtsdestoweniger ist sie von großer Wichtigkeit. Sie gleicht den Wurzeln, welche sich still ins Erdreich senken, aus denen aber der Baum die Kraft saugt, seine Aeste weithin schön und schattenspendend auszubreiten.

Die vierte Commission für Vermittelung und Nachweisung von gewerblichen Lehrgelegenheiten und der Beziehung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen theilt sich in drei Unterabtheilungen. Der Specialcommission für Statistik liegt die Ermittlung und systematische Zusammenstellung solcher Beschäftigungen und Lehrgelegenheiten ob, wie sie im In- und Auslande für das weibliche Geschlecht bestehen und sich bewährt haben. Sie wird die Resultate ihrer Forschungen, die von hoher Wichtigkeit für die Thätigkeit des Vereins sind, periodisch veröffentlichen; es versteht sich aber von selbst, daß derartige Arbeiten wissenschaftlicher Natur der Zeit und Muße bedürfen und deshalb augenblicklich noch nicht an das Tageslicht treten können.

Anders verhält es sich mit der Specialcommission für gewerbliche Unterweisung, der die Ausmittlung von Lehrgelegenheiten obliegt. Sie sieht mehrere durch sie in einer großen Buchdruckerei als Schriftsetzerinnen untergebrachte junge Mädchen tapfer arbeiten und hat auch bereits Unterhandlungen wegen Anlernung in verschiedenen anderen Gewerben angeknüpft.

Die Specialcommission für Arbeitsnachweisung endlich will durch zuverlässige, reelle und kostenfreie Vermittelung von Stellen und Beschäftigungen der verschiedensten Art für Frauen einem recht empfindlichen Mangel abhelfen. Sie hat zu diesem Zwecke ein eigenes, von einer dazu bestellten Frau geleitetes Arbeitsnachweisungsbureau eingerichtet, zahlreiche Arbeitsgesuche entgegengenommen und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Frauen Stellen oder zeitweilige Beschäftigung verschafft. Allerdings war die Zahl der Stellenjuchenden immer noch größer, als die der Arbeitgeber; es ist aber nicht zu zweifeln, daß das Publikum sich immer mehr von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung überzeugen und sie im eigenen Interesse fördern wird.

Mit dieser Darlegung glauben wir den Leserinnen ein anschauliches Bild der Organisation des Vereins gegeben und sie durch Bericht der bereits erzielten Erfolge von seiner Lebensfähigkeit überzeugt zu haben. Wir können nur zu specielleren Mittheilungen übergeben und für dieselben ein eingehenderes Verständniß und lebhaftes Interesse hoffen. Der ewige Bericht über die Wirksamkeit der Vereins seit der Gründung im Februar bis zum 20. Juni 1866 ist soeben ausgegeben worden. [1646] S. 4.

Beschreibung des Modenbildes.

Rösselsprung-Aufgabe.

Fig. 1. Keilrobe von hellgrauem Linos. Die Garnitur der Robe aus hellblauem Taffet besteht in drei Schrägstreifen, welche den vordern Theil des Rockes am untern Rande schmücken. Von den Seiten ausgehend, bilden daselbst einzelne fächerförmige Theile die weitere Garnitur. Außerdem sind die Nähte des Rockes mit schmalem blauem Taffetbande besetzt. Knöpfe von blauem Taffet schließen die an den Ärmeln entsprechend verzierte Taille.

Fig. 2. Keilrobe von havannabraunem Foulard. Die Garnitur der gegeneinander gefehrten Patten ist von braunem Taffet.

Fig. 3. Promenadenanzug. Unterkleid mit hoher Taille und langen Ärmeln von lila Foulard. Garnitur am untern Rande des Rockes und der Ärmel aus lila und schwarzem Taffet in der Weise der Abbildung. Ein Rock und eine Casaque ohne Ärmel aus weißem Mohair vervollständigen den Anzug. Ersterer ist mit einzelnen Schleifen aus lila Taffetband aufgeschürzt und auch die Casaque mit solchem garnirt. Hut von weißem Crêpe mit lila Blumen und Blondentüll-Scharpes; Sonnenschirm von weißem Taffet mit lila Seidenfutter.

[14,307]

W.

Auflösung des Palindroms Seite 280. „Renner“.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. V, Seite 280.

- Weiß. Schwarz.
- 1) T c 4 - e 8 † a 5 nimmt b 3 oder A
 - 2) T c 8 - d 8 d 6 - d 5
 - 3) e 4 nimmt d 5 † und matt.
- A.
- 1) K e 6 - d 7
 - 2) L b 3 - e 6 † K d 7 nimmt e 6
 - 3) T c 8 - d 8 d 6 - d 5
 - 4) e 4 nimmt d 5 † und matt.

Logogryph.

Ich bin mit sechs fremden Zeichen,
Gattin dir und Mütterlein;
Willst du Kopf und Fuß mir streichen,
Werde ich dein Vater sein.

Dasselbe französisch:

Je suis sur mes six pieds et ta femme et ta mère
Ote-moi tête et queue et je serai ton père.

[1654]

wann?	vom	schlägt	Und	sich	ber-	sein	laß		
Wann	fehrt	Doch	all	zu-	pocht'	be-	ü-		
Herz,	euch	Glück	mel,	dich	ter	Wesh	man	Ein-	Ge-
der	trennt?	o	schon	zur	muß	es	erst	her-	hes-
ab-	der	Zu-	Der	Him-	sich	M-	Um	steht	Nun
gend	kommt,	liegt	Hand-	der	dro-	es	an,	der	kommt
kam	ja	er-	o	Tag,	zum	schmerz-	sich	Lauf,	Doch
Wann	Land	Nicht	frisch,	Da	sein-	hend	ban-	Man	weiß
Schnee!	es	auf	ste	wann,	ein	laut	im	plöz-	ge-
dem	so.	ne	spürt	ge-	nicht,	es	weiß	ge	wie,
		un-	ja	wie	nicht	stüm	Der	auch	Man
		ibr	fall-	ge-	ist	Niß	weiß	nicht	Schlag,

Correspondenz.

Waldbögelein. Das Mittel, das man Ihnen zur Verbesserung des Teints anrieth, nämlich das Gesicht mit ein wenig geschabter weißer Kreide abzuwischen, ist durchaus unschädlicher Natur und nichtsdestoweniger ganz zweckmäßig und vertrauenswürdig. Als französisches Taschennörterbuch empfehlen wir Ihnen: Keller, Dictionnaire de poche. (Leipzig, Teubner).

Treue Abonnentin in N. Wir zweifeln an dem Glücke eines „Haararztes“ nicht, wol aber an dem Erfolg eines solchen: künstliche Haarzeugungs-mittel gibt es nicht, so oft auch die Charlatanerie im Besitz derselben zu sein vorgibt.

Eifriger Leser des Bazar in St. Desteres Anstreichen mit einer aus grünen Wallnuschalen gezogenen Tinctur (1 Loth zerschnittene Schalen mit 8 Loth rectificirtem Spiritus drei Tage lang digerirt) wird Ihre Barbarossa-Leiden in der unschuldigen Weise beseitigen. Die meisten anderen Färbungsmittel drohen Ihrer Manneszierde Gefahr.

Dr. A. M. in W. Ein Waldwasser aus 3 Quentchen gereinigtem kohlensauren Kali, 2 Quentchen Kochsalz und ½ Pfund Rosenwasser ist oft, wenn den Leberleiden nicht innere Krankheitsursachen zu Grunde liegen, von dem gewünschten Erfolge.

Dr. N. N. in G. Auch Ihnen sei das oben genannte Waldwasser gegen Leber-

flecken empfohlen. Dasselbe wird auch Ihren Miteßern Abhilfe schaffen, wenn sich die früher von uns gegen dieses Leiden genannten Mittel erfolglos erweisen sollten. — Ein Ersatzmittel für Del oder Pomade gibt es schmerzlich; ein einfaches Haaröl (etwa aus Provenceröl mit wenigen Tropfen Bittermandelöl parfümirt) dürfte auch dem blonden Glanze Ihrer Haare keinen Eintrag thun. — Der „breite Hals“ ist wahrscheinlich eine weitläufige Umgehörung für eine Anschwellung der Schilddrüse und kann dem Gegenstand ärztlicher Behandlung sein.

Dr. J. K. in B. Für das Entwerten und Uebertragen von Dessins die verschiedenartigsten Stoffe empfehlen wir Ihnen das Musterzeichnen und Stickerischeit von L. Bornemann in Berlin, Niedervallstr. 2.

Langjährige Abonnentin des Bazar in Bad S. Ihre Frage ist unter **M. B. in W.** auf Seite 266 des Bazar 1866 beantwortet.

Dr. C. G. in Prag. Ihre Frage ist auf Seite 168 d. J. beantwortet.

Dr. M. B. in St. P. Gegen das Schwitzen der Hände wird Wasser mit einer verdünnten Alaunlösung gerührt. Empfehlenswerth ist auch die Hände durch häufiges Waschen mit recht kaltem Wasser und nachheriges Abtrocknen derselben mit grober Leinwand abzutrocknen.

Dr. Julie B. in M. Einen hübschen und praktischen Zusatz finden Sie auf Seite 43 d. J. 1865. Wünschen Sie diesen Gegenstand jedoch noch einfacher, so empfehlen wir Ihnen einen Besatzstoff, welcher in Patentstrickerei oder im kunstlichen Härtlich ausgeführt wird. Ein solcher Besatz hat eine viereckige Form und besteht aus einem 70 Cent. breiten, Gent. hohen gestrickten oder gebähten Theil, der ausschließlich ein Seite ringsum zusammengeknüpft wird. Innerhalb verzieht man die sackförmigen Theil mit einem im Schlingentisch gearbeiteten Futter an dem obern Rande mit einer ebenfalls aus Schlingen gebildeten Garnitur.

Dr. M. C. aus B. und vielen anderen Abonnentinnen. Zum Uebertragen der Dessins auf dünne Stoffe bedienen Sie sich des Copirpapiers. Zum Zeichnen auf festen Stoffen wie: Tuch, Velours oder Sammet freilich eignet es sich wenig, und wir raten Ihnen hierzu folgendes Verfahren: Es wird zunächst von dem gezeichneten Dessin eine Schablone gefertigt, d. h. man zeichnet das betreffende Muster auf gutes Schreibpapier und durchzieht dasselbe, den vorgezeichneten Dessincontouren folgend, in enger Naumfolge mit einer nicht zu starken Zinnnadel. Dieses so vorbereitete Papier legt man mit der durch das Zinnblech entstandenen rauhen Seite oberhalb auf den Stoff, welcher gefärbt werden soll, schüttet dann in ein Säckchen von Mull oder Watte pulverisirte Kreide oder Stärke, betupft damit sämtliche Linien des Dessins und hebt das Papier vorsichtig von dem Stoff ab. Das Dessin, welches sich nach diesem Verfahren in einzelnen kleinen weißen Punkten an dem Stoffe erkennen läßt, wird nun auf demselben fixirt, indem man mittels eines feinen Pinsels und einer weißen oder blauen flüssigen Farbe, aus Permanentweiß oder Berlinerblau und Gummi arabicum bestehend, Punkt für Punkt die Dessincontouren zeichnet. Selbstverständlich hat man bei Uebertragen des Dessins auf das Papier darauf zu achten, daß die Farbe legung des erstern sich leicht bewerkstelligen läßt.

Kritische Correspondenz: S. W. Der Gegenstand ist sehr interessant, aber Sie hätten, um dem Leser einen klaren Begriff von demselben zu geben, etwas eingehender sein sollen. — **S. W. in Hamburg.** Ein poetischer Hauch, etwas vom Geiste Heine's weht durch Ihre Verse; nur sollten Sie, bei Ihrem unverkennbaren Formtalent, solche Nachlässigkeiten vermeiden, wie z. B. „Geschichte“ auf „vermischten“ zu reimen. — **S. F. D. in Aachen.** Ihre Verse sind gut, eignen sich aber nicht für unser Blatt. — **M. N. in N.** „Mutters Lieber“ ist nur eine Wiederholung dessen, was schon oft und besser gesagt worden, während „Anna auf den Schreibtisch“ eine ganz allerliebste Gabe netischen Humors für Unterhaltung und Correspondenz verrieth. — **M. in N.** auch für schriftstellerische Production? das wagen wir nicht zu entscheiden. — **Marie P. in W-n.** Ihre Gedichte sind voll warmen Gefühls und edler Gesinnung und wir freuen uns aufrichtig, daß das, was Sie im ersten Verleihen so bang und abnungsvoll stimmte, nun vorübergegangen zu sein scheint. — **L. B. in Schlesien.** „Das meine Verse ohne reifere Ueberlegung in einem jugendlichen Kopfe entspringen sind, brauche ich nicht hinzuzufügen.“ schreiben Sie; doch ist es nicht ganz so schlimm, die Uebersetzung aus dem Englischen „Cold blew the wind“ ist gar nicht übel.

Abgelehnte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.

